

10921

ISBN-254453

Im Land der schwarzen Zelte

Mein Leben unter den Beduinen

Von

Carl N. Raswan

Rare BT



SPC
DS
207
.R3
1934
RBK



Mit 72 Aufnahmen des Verfassers

Im Verlag Ullstein • Berlin

1661199

SG: C1.41:9

PALESTINIAN INSTITUTE
OF ARCHAEOLOGY LIBRARY

Copyright 1954 by Ullstein A.-G., Berlin
Printed in Germany

Vorwort

„Ich nahm mich ja deiner an
in der Wüste.“ Hosea 13. 5.

In diesem vorliegenden Buche versuchte ich in Wort und Bild das menschliche Interesse über das wissenschaftliche zu stellen, wo der Mensch schweigt, das Erlebnis und die Tiere und die Wildnis reden zu lassen.

Mich fesselte die Seele dieser romantischen „Arabia Deserta“. Die große Stille und der Friede der arabischen Wildnis hielten mich in ihrem Banne — jene völlige Ruhe, wie sie einst, nach dem letzten Schöpfungstage, „am Anfang der Welt“, überall auf Erden zu finden gewesen sein muß. Unbelastet atmet man in der Wüste auf. Der ganze Ballast unseres zivilisierten Lebens fällt wie Zentnergewichte von den Schultern. Ich staunte immer wieder, wie wenig der Mensch eigentlich braucht, um glücklich zu sein.

Es waren keine eigentlichen Forscherfahrten, die ich in Arabien unternahm. Die „weißen Flecke“ auf der Landkarte interessierten mich nicht so sehr, obwohl ich mich meistens in völlig unbekanntem, von Europäern nie oder selten betretenen Gebieten aufhielt. Es war auch keine reine Abenteuerlust, die mich in die Wüste führte, vielmehr war es die Liebe zu arabischen Pferden — ihre Geschichte und Zucht — und nebenbei die Erforschung der wandernden Beduinenstämme, wissenschaftliche Erkundungen über die geographische Lage ihrer Weidegründe und ihre Migrationslinien, ihre historische Vergangenheit und ethnographischen Eigenheiten, worüber ich eine Reihe fachwissenschaftlicher Abhandlungen mit Kartenmaterial und Tabellen im In- und Auslande veröffentlicht habe*).

Die arabische Halbinsel ist ein weiter Distrikt! Sie ist halb so umfangreich wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Meine Wanderungen erstreckten sich daher auch nur auf einen Teil Arabiens, auf das beduinische Hochland im Innern. Obwohl ich das Rote Meer und den Persischen Golf wiederholt bereiste, habe ich bisher noch nie weltbekannte Plätze wie

*) „American Geographical Society“. New York 1930. — „Asia Magazine“. New York 1929. — Hippologische Sammlung. Schichhardt & Ebner. Stuttgart 1930. — „Sportologue“. Los Angeles 1931. — „Sankt Georg“. Berlin 1930 usw. — Bulletins der landwirtschaftlichen Hochschulen und Tierzuchtgesellschaften in Ungarn, Polen, Rußland, Japan, Argentinien, Ägypten usw.

Uden oder Oman besucht. Ganz zu schweigen von Mekka oder der vor einigen Jahren zum ersten Male durchquerten Rub el-Khali. Ich beanspruchte nur eins: daß ich tatsächlich als Beduine lebte! Rasse oder Religion brauchte ich niemals unter den Arabern zu verleugnen. Ich war nicht ein einziges Mal Zielscheibe ihres Spottes oder anderer Unhöflichkeiten. Wie die Wüste, so sieht auch der Beduine nur von außen „schrecklich“ aus. Je weiter man in beide eindringt, je näher man sie kennenlernt, um so erstaunter ist man über ihre weihevollte Unberührtheit.

Am meisten aber bewundere ich seinen (für mich auch heute noch) unbegreiflichen Gleichmut, mit dem der Beduine seine Familie und seine Herden von den Randgebieten der Dasen und Kulturländer in die scheinbar völlig erstorbene Wildnis hinausführt. Die ersten Wolken, die Regen verkündeten, haben ihn gelockt — in das Hochland der Hamad und der Feuersteinwildnis oder in die Sanddünenwelt der Rufud. Nach dem ersten Regen haben aber auch die kampflustigen Kamelplünderer ihre Zelte verlassen. Mit den Kriegsstuten, an ihre Reinkamele gehalftert, sind sie in die Ferne geritten, oft tausend Kilometer oder mehr, „ . . . und sitzen an den Straßen (wie es in der Schrift heißt) und lauern auf Beute wie ein Araber in der Wüste . . . “

Von diesen wandernden Hirten und berittenen Räubern und meinen Erfahrungen mit ihnen will ich nun erzählen.

Amman, Transjordanien

Im Sommer 1934

Carl Gustaf
Werner

Inhaltsübersicht

Erster Teil: Bei meinen Freunden, den Kuala-Beduinen

| | |
|---|----|
| Der kleine Prinz Amir Fuaz | 11 |
| Nach dem Weltkrieg | 17 |
| Die kleine Schäferin | 22 |
| Wiedersehen mit Amir Fuaz | 28 |
| Liebe in der Wüste | 31 |
| Der Zug gegen die Bischri | 35 |
| Begegnung mit einem Sterbenden | 39 |
| Panther- und Straußenjagd | 45 |
| Am Rande der unheimlichen Wüste Rufud | 49 |
| Der Sandsturm | 53 |
| Lage der Muße | 56 |
| Frauen, Kinder, Kamele, Heuschrecken | 58 |
| Wiedersehen mit Luëma | 62 |
| Die Feuersteinwüste | 64 |
| Hungersnot | 67 |
| Politische Mächte | 73 |
| Die Kriegsgöttin | 76 |
| Friedensverhandlungen | 78 |
| Der Autokampf | 88 |
| Die Wolke in meinen Augen | 94 |

Zweiter Teil: Jagd und Krieg

| | |
|--|-----|
| Ali ibn Achmed Hafiz | 105 |
| Das wilde Auto | 110 |
| Bei den Tais und Schammar-Beduinen | 114 |
| Überfälle | 124 |
| Der Falke Anaga | 132 |
| Der junge Gazellenbock | 137 |

Dritter Teil: Wie die Beduinen leben

| | |
|--|----------------------|
| Familie, Ernährung und Hygiene / Religion und Sitten / Behandlung der Pferde und Kamele / Das Zeltlager | 145 |
| Verzeichnis der Abbildungen | 155 |
| Karte von Nordarabien | am Schluß des Buches |

Erster Teil

Bei meinen Freunden,
den Kuala-Beduinen



Der kleine Prinz Amir Fuaz

Die Sonne ging unter und färbte in zarten Tönen die nackten Hügel des Jabal Ruaf.

Dunkle Zelte und rehfarbene Kamelherden bedeckten im Südwesten die abgeweidete Ebene von Jueyf. Bewaffnete Männer auf flinken Stuten galoppierten auf uns zu, als ich mich — zum ersten Male in meinem Leben — mit einem kleinen Reitertrupp den gewebten „Häusern“ — einem Lager der Ruala-Beduinen — näherte.

Die berittenen Wachen, die uns entgegengekommen waren, geleiteten uns zu dem verräucherten Zelte eines alten Sklaven, wo ich von Amir Nuri Scha'lan, dem graubärtigen Fürsten des Stammes, empfangen wurde.

Der alte Nuri hatte damals (es war zwei Jahre vor dem Weltkriege) nicht ohne Grund sein eigenes behagliches Zelt aufgeben müssen, um sich unerkannt (für einige Zeit wenigstens) in der kleinen Behausung eines seiner Sklaven aufzuhalten. Er war vor Bluträchern gewarnt worden, vor Leuten aus seiner eigenen Sippe und Verwandtschaft, denn im Kampfe um die Stammesherrschaft hatte er einst mit eigener Hand einen seiner Brüder erschossen und einen anderen durch seine Sklaven umbringen lassen. Die Söhne dieser Ermordeten waren inzwischen zu jungen Männern herangewachsen und versuchten nicht nur ihre Väter zu rächen, sondern auch die Häuptlingswürde Nuri Scha'lans an sich zu reißen.

Nuri stand also gerade im Kampfe gegen innere Feinde seines Stammes, während sein ältester Sohn Nauaf (Nuri soll zweiundachtzig Kinder — darunter siebenunddreißig Söhne — besessen haben, die aber fast alle gewaltsamen Todes starben) die Führung der Ruala gegen die äußeren Feinde in der Hand hatte.

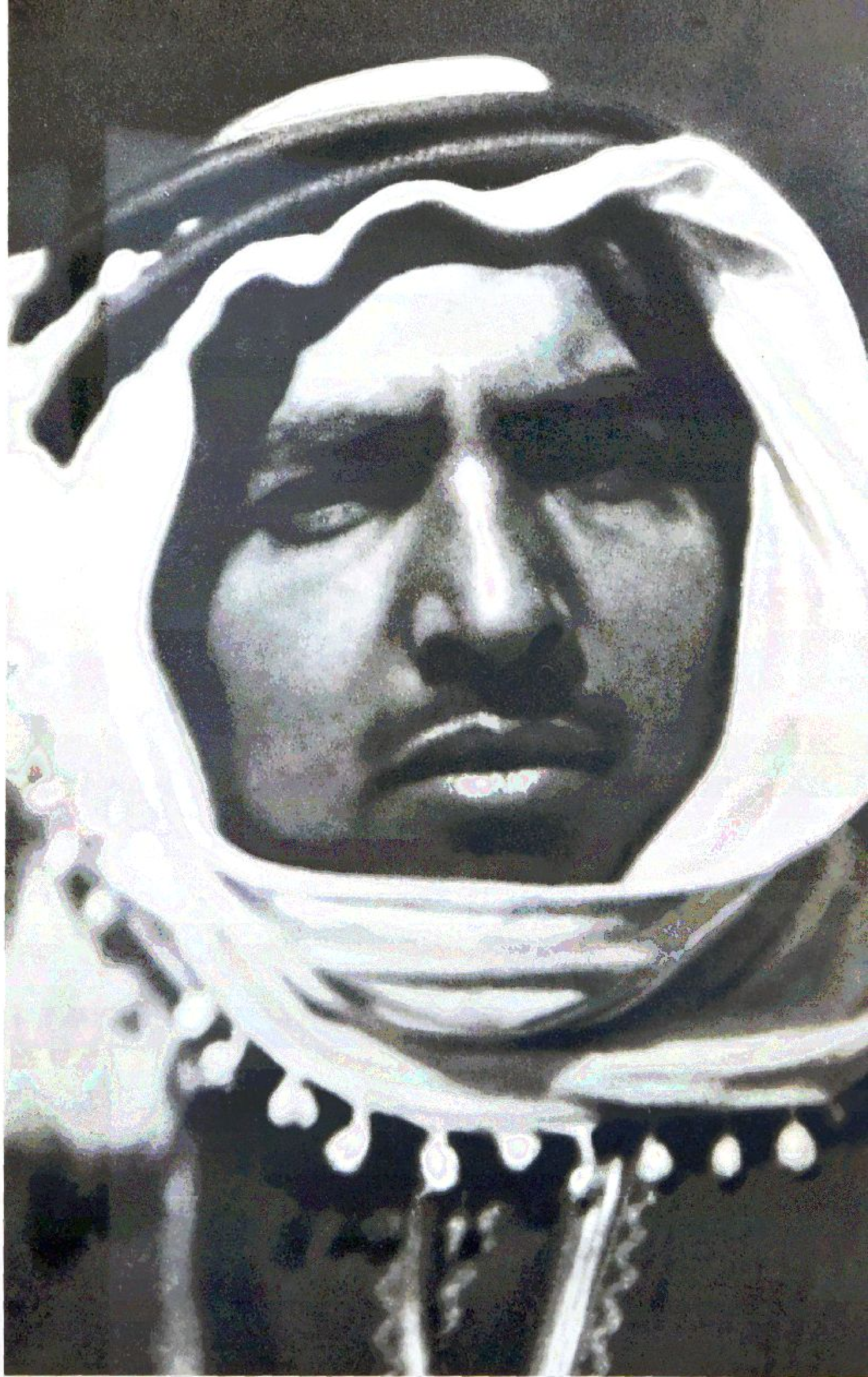
Einige Tage nach meinem obenerwähnten Zusammentreffen mit Nuri Scha'lan besuchte ich Nauaf, der seine Zelte eine Tagesreise entfernt an den Wassertümpeln von Rukuban, zweihundert Kilometer östlich von Damaskus, aufgeschlagen hatte.

Nauaf ähnelte nicht seinem berühmten Vater Nuri. Ihm mangelte die große Persönlichkeit des alten Scheiks. Er verstand nicht, den großen Beduinenstamm der Ruala, der siebentausend Zelte, fünfunddreißigtausend Menschen und über dreihundertfünfzigtausend Kamele umfaßte, kriegerisch zu organi-

fieren. Er hatte soeben wieder eine kleine Kameltruppe zusammengestellt, um seine Krieger im Süden zu verstärken, die gegen Jauf kämpften, eine Oase am Südost-Ende der weiten, fruchtbaren Senke des Wadi Sirhan, und es war ihm bereits gelungen, kleinere Befestigungen zu nehmen. Trotz seiner Erfolge genoß aber Nauaf weder bei seinen Leuten noch bei den unterworfenen Ansiedlern jenen Respekt, der seine Stellung dauernd gesichert hätte. Die Kuala hatten von jeher Handel mit den Einwohnern Jausß getrieben und Kamele, Wolle, Käse und Butter gegen Datteln, Gerste, Salz, Kaffee, Zeltgeräte, Kamelsättel und Kleidungsstücke getauscht. Jetzt aber wollte Nauaf auf einmal — gegen den Willen seines Vaters allerdings — die Geschäfte in Jauf selbst an sich reißen und sich dort niederlassen, um von diesem strategisch wichtigen Punkte aus Nord-Arabien zu beherrschen.

In Augenweite von Jauf beginnt jene große rote Sandwüste der Rufud, die sich fünfhundert Kilometer von Ost nach West und dreihundert Kilometer von Nord nach Süd erstreckt. Die nördliche Hälfte der Rufud ist das eigentliche Weidegebiet der Kuala. Sie ist ihre wirkliche Heimat. Der südliche Teil dagegen liegt in den Händen der Schammar-Beduinen, die als ihr Handelszentrum Hayil, am Südrande der Rufud, gewählt haben.

Die Schammar wurden bis nach dem Weltkriege von einem abtrünnigen Neger-Gouverneur der Ibn-Sa'ud-Familie regiert. Erst nach der Einnahme Hayils gelang es Ibn Sa'ud, jene beherrschende Stellung wieder einzunehmen, die ihm unumschränkte Macht in Nejd und Kasim (also in Zentral-Arabien) und Hejaz sicherte. Seine Versuche, alle Stämme zu einer einzigen nationalen Einheit zu vereinigen und durch wiederholte Kriegszüge die widerstrebenden Schinukhs sich zu unterwerfen, sind bekannt. Ibn Raschid, der frühere Neger-Gouverneur, hatte zu jener Zeit, als ich zum ersten Male da unten weilte, ganz Inner-Arabien an sich gerissen. Er war so selbstherrlich geworden, daß die Ibn Sa'ud-Familie jahrzehntelang in Verbannung leben mußte, während die „Schwarzen Prinzen“ bis kurz vor dem Weltkriege sowohl die Kontrolle über die Oasen und Städte als auch über die vielen Beduinenstämme Zentral-Arabiens ausübten. Es ist eine der kühnsten Taten in der Geschichte Arabiens, wie dann Ibn Sa'ud mit nur einer Handvoll Leute seine alte Hauptstadt Riyadh wieder an sich riß und, nachdem er auch Hayil und die Schammar unterworfen hatte, einen Erfolg an den andern reihte, um endlich zu jenem beinahe unumschränkten Diktator Arabiens zu werden, dem die Welt heute ihre aufrichtige Bewunderung zollt.



Amir Fuaz, Sohn des Rauaf, Entel Nuri Scha'lan



„Die heitere Flamme“: Der Kaffeekoch bei der Zubereitung des schwarzen, bitteren Getränks



„Belebe deinen Geist!“ Mit diesen Worten bietet der Zeltherr seinem Gast die unumgängliche Tasse des Friedens an



Ruri Scha'lan, der alte Fürst der Kualah-Bedouinen

Damals aber — 1912 — lag Nauaf, der Sohn Nuri Scha'lan's, im Kampfe gegen die Erbfeinde der Kualala, die Schammar-Beduinen, und ihren Regersfürsten Ibn Raschid, dem auch die Dase Jauf bereits zugefallen war. Dieses Jauf einzunehmen, darum ging Nauaf's bitterer, langwieriger Kampf. Viel Blut war bereits geflossen, und jahrelang waren Menschen geopfert worden. Jetzt aber stand Nauaf kurz vor der Verwirklichung seiner Pläne. Jauf fiel ihm tatsächlich in die Hände . . .

Nun hatte Nauaf mehrere Söhne, darunter den jungen Prinzen Amir Fuaz, und dieser ist es, mit dem ich meine Erzählung beginnen möchte.

Der Bekanntschaft mit diesem Kinde nämlich habe ich es zu verdanken, daß ich unter den Kualala wie ein Mitglied ihres Stammes leben durfte; daß ich sie elfmal in zweiundzwanzig Jahren besucht habe! Daß ich mit ihnen wanderte, jagte und kämpfte; daß ich auf Kamel- und Pferderücken ihre Weidegebiete jahrelang durchstreifte; daß ich als ein „Kueyli“-Häuptling ihres Stammes aufgenommen wurde.

Daß sie mich liebten, wie ich sie liebte.

Amir Fuaz war zur Zeit meines ersten Besuches bei den Kualala genau acht Jahre alt. Er galt bereits damals als ein gewandter Reiter und Schütze, obwohl seine kleinen Beine die Seiten einer Stute noch nicht zu umklammern vermochten und seine Arme zu schwach waren, um einen Karabiner für längere Zeit zu balancieren. „Weltliche Wissenschaften“ (wie die Araber Lesen und Schreiben nennen) interessierten ihn nicht. Ihm gefiel es besser, mit mir auf Kamelen zu reiten oder auf die Jagd zu ziehen. Seine erblindete Mutter Mischa'il erzählte mir mit Stolz, daß es ein gutes Omen gewesen war, als Nuri Scha'lan eines Tags dem Knaben den Halfter seiner Kriegsstute und einen silbernen Khanjar in die Wiege gelegt hatte. Der Khanjar war jener krumme Dolch, mit dem Nuri einen Unterhäuptling der Muntifiq im Zweikampfe getötet hatte.

Eines Nachmittags übten sich Fuaz und eine Gesellschaft seiner kleinen Freunde mit ihren Steinschleudern. Sie schossen mit erstaunlicher Genauigkeit abgeflachte Kiesel nach den fußhohen, krummen Holzpflocken eines etwa dreißig Schritt entfernten Zeltens. Unvermutet trat ich plötzlich an der Seite des Zeltes hervor. Ein Stein, der sein Ziel in meiner Nähe traf, prallte von dem glatten Zeltpfosten ab und verwundete mich an der Stirn, genau zwischen den Augen. Momentan war ich wie betäubt. Aber vielleicht mehr vor Schreck als von dem heftigen Schlag. Ich glaubte nichts anderes, als daß mich eine Kugel getroffen

hätte. Atembefloffen und mit erschrockenem Gesicht war Fuaz auf mich zugerannt. Er hielt noch immer in seiner Hand die leere Mirdaha (Steinschleuder). Seine Augen hatten die kleine Verletzung an meiner Stirn bemerkt und die wenigen Tropfen Blut an meinen Fingern, mit welchen ich in meiner Verwirrung nach meinem Kopfe gegriffen hatte. Als ich den Jungen unter die Arme faßte und lachend zu meinem Gesicht hochhob, um ihm zu sagen, daß mir weiter nichts geschehen war, machte er ein beleidigtes, böses Gesicht. Er wand sich widerspenstig los und blieb vor mir stehen. Dann riß er seinen Aghal und Kaffiyah — seinen Schleier und seinen Kopftuchring — vom Haupte, wobei seine drei schönen Zöpfe ihm über die Schultern herunterfielen. Sie reichten ihm bis an die Hüfte. Mit hervorquellenden Tränen aus trotzigen Augen rief er aus: „Ana dachilak — ich überliefere mich dir vor dem Angesichte Gottes. Sage mir, was ist der Preis deines Blutes!“ Es klang nach keinem Bedauern, es lag auch kein Wunsch nach Verzeihung darin. Es war reiner Troß, weil er glaubte, daß ich ihn verspottete.

Oh, wie ich die kleine wilde Kreatur in diesem Augenblick liebte! Er hatte so etwas Unnahbares, Hochmütiges an sich, und doch durfte man ihm nicht böse sein. War doch sein ganzes Denken anders als das europäische.

Obwohl gänzlich unbeabsichtigt, so hatte er doch das Blut eines Gastes auf seinem Gewissen, und er dachte nur an die Genugtuung, die er mir schuldete. Nicht die Menge des Blutes zählte, nicht die wenigen Tropfen, sondern das ungeschriebene Beduinengesetz an und für sich, das dem Fremdling unumschränkte Sicherheit und Unverletzbarkeit auch in der einfachsten Behausung des wandernden Arabers zusichert. Den Blutpreis eines Gastes berechnet man zweimal so hoch wie das Leben eines im Kampf Getöteten: mit fünfzig Kamelen und vier Stuten.

Im stillen mußte ich lächeln, als ich an den Wert meiner wenigen Tropfen roten „Schweißes“ dachte. Ich setzte aber eine feierliche Miene auf, und indem ich die anderen Jungen sowie einige neugierige Beduinen, welche sich um uns scharten, als Zeugen anrief, sagte ich zu Amir Fuaz:

„Nach dem Willen Allahs ist es geschehen! Ich kenne darum keinen anderen Preis als deine Freundschaft.“

Für einen Moment überraschtes Erstaunen. Große Augen blickten mich an. Amir Fuaz hielt es wahrscheinlich noch nicht für möglich, daß ich als Fremdling mich auf die alte Sitte seiner Väter berufen hatte. Plötzlich aber warf er seine verhängnisvolle Steinschleuder zur Erde. Er trat nahe an mich mit

ausgestreckten Armen heran. Mit kindlicher Zärtlichkeit umschlang er meinen Hals, als ich mich zu ihm niederbeugte. In einer Aufwallung von Liebe und Freude zog ich den Knaben an mein Herz und küßte ihn auf seine Wangen. Mit seinen kleinen Fingern tupfte er auf meine unbedeutende Schramme und rieb sich vier blutige Tropfen (das „Nur Ed-Dam“ — das altbeduinische „Licht des Blutes“) auf seine Stirn zwischen seine dunklen Brauen. Auf diese ungewöhnliche, fast dramatische Weise wurde ich — nach dem Willen Allahs — der Blutsbruder von Amir Fuaz.

Die Feuertaufe unserer Freundschaft erlebten wir einige Tage später, als ich mit zweihundertachtundsechzig Kuaala auf einem Ghazu (Beutezug) gegen die Schammar-Beduinen in die Hamad und ins Wudiangebiet zog. In der ersten Nacht nach einem zwölfstündigen Ritt, als wir lagerten und unsere schweren, mit Wasser gefüllten Ziegenbockschläuche und unsere Reitausrüstungen ordneten, entdeckten wir zu unserer größten Überraschung in einer der unförmig großen ziegenhärenen Kamelsatteltaschen den kleinen Amir Fuaz.

Er lag in tiefstem Schlaf versunken.

Er hatte durch kein Zeichen verraten, daß wir ihn als „blinden Passagier“ mit uns geführt hatten.

Unser Anführer — Raschyd ibn Whafa von den Mur'af-Kuaala — wollte den Knaben mit einem Kamelreiter zurücksenden, aber der kleine Fuaz versetzte sich so geschickt aufs Bitten, daß er das Herz des alten Räubers zu erweichen vermochte. Raschyd gab nach. Er sandte einen berittenen Boten in das Lager von Misha'il, der Mutter des jungen Prinzen, um dort wissen zu lassen, daß ihr Junge mit uns geritten war.

Als wir nach fast zwei Monaten von dem großen Ghazu zurückkehrten — zermürbt — mit großen Verlusten — aber dennoch unbesiegt — da brachte Amir Fuaz vier von unseren Beutekamelen, schöne rehfarbige Tiere, in das Lager und ließ sie vor dem Zelte seiner blinden Mutter niederknien. Die noch junge Frau erkundigte sich teilnehmend, wer der Fremdling sei, der ihre Gastfreundschaft begehre. (Sie durfte der Sitte nach ihn selbst nicht fragen.) Ein Kueyli rief aus: „Khalati — es ist ein großer Fürst, dich, o du gesegnete Tochter, zu ehren!“

„Und wo ist seine Dira (Weidegebiet), damit ich unseren alten Sklaven Hamar senden möge, seinen Namen unseren Nachbarn zu verkünden?“

„Sein Name ist: der junge Falke! Und so weit seine Augen schweifen, breitet sich seine Dira aus. Es ist dein Sohn, o Mutter von Amir Fuaz!“

Unserem Anführer Raschend war auf dem Raubzug die rechte Hand durch einen Schwertstreich abgeschlagen worden. Infolge des Blutverlustes hatte er das Bewußtsein verloren. Unsere Sklaven nahmen seinen Armstumpf und tauchten ihn in kochendes Fett. Eine höllische Operation, aber sie gelang, und Raschend genas. Er trug seine abgeschlagene Hand von jenem Tag an am Sattel seines Rennkamels. Sie vertrocknete völlig, wie das Stück einer Mumie. Als wir Bahr Seigal erreichten, unweit von Dumenr, wo die erste türkische Befestigung in Syrien lag, sandte der Kommandant eine berittene Truppe zu uns herüber. Er hatte von unseren unerlaubten „Operationen“ in der Nähe des kultivierten Landes von Mesopotamien auf telegrafischem Wege gehört. Seine Leute versuchten, Raschend ausfindig zu machen. Er sollte zur Verantwortung gezogen werden. Aber Raschend vermochte durchaus nicht, das häßliche Bild eines türkischen Gefängnisses aus seinem Gemüte zu verbannen. Er legte seine abgeschlagene Hand in einen Lederbeutel und diktierte Nauafs Katib (Schreiber) folgenden Brief an den Kommandanten in Dumenr:

„Im Namen des Gütigen und Barmherzigen. Als Askar (Soldat) vermag ich meines Armstumpfes wegen Deinem Padischah (dem Sultan) nicht zu dienen — als Dein Gefangener vermöchte ich Dir auch keine Arbeit zu leisten — selbst als Freund könnte ich Dir nicht einmal die Hand drücken. Was soll ich also bei Dir? Als Zeichen meiner dauernden Ergebung überreiche ich Dir aber hiermit die Hand, welche Du dem Diebe gewohnt bist abzuschlagen. Überzeuge Dich, daß es meine ist, Raschend ibn Whafas. Der Räuber. Gott sei langmütig mit uns.“



Der Sklave Ibn Zilwi, Lehrmeister der Jagdfalke des Ruala-Häuptlings
In der Kamelsatteltasche sein Söhnchen Matar



Aufbruch des Beduinenlagers nach Sonnenaufgang



Ein buntes Nest von Lämmern, Kindern und Hunden



Schafherde in einem trockenen Flußbett am Rande der Wüste

Nach dem Weltkrieg

Bei Ausbruch des Weltkrieges kehrte ich als Kriegsfreiwilliger in die Heimat zurück und meldete mich zur deutsch-türkischen Armee.

Ich erlebte die Dardanellenkämpfe, gehörte dann zur IV. türkischen Armee am Suezkanal, wurde flecktyphuskrank und kehrte zum zweiten Male ins Vaterland zurück. Neun Monate Malaria und ein Lungenabszeß versuchten, mir den Rest zu geben. Gott hatte mir aber eine jähe Konstitution verliehen. Mit achtzehn Jahren war ich nach Nordafrika gekommen, mit neunzehn nach Arabien, mit einundzwanzig an die Dardanellen. Jetzt, mit vierundzwanzig Jahren, war ich ein Skelett — mein Blut mit Malaria verseucht. Kaum stand ich wieder auf den Beinen, da meldete ich mich von neuem in die Türkei. Mein Traum, in der deutschen Kavallerie zu dienen, war ausgeträumt. Den Waffenstillstand erlebte ich in der Ukraine. Den Zusammenbruch und die Revolution in Warschau.

Ich fuhr nach Kalifornien — kam dort mit einem Dollar und fünfzig Cents an — nachdem ich in New York meine Kamera und zwei Objektive (wahrlich treue Begleiter in vielen Ländern) verkauft hatte, um die Eisenbahnfahrt nach Santa Anna in Kalifornien zu begleiten.

Ein neues Leben im Land der Sonne. Milch, Honig und Früchte! Ein gesundes Leben! Mein Blut erneuerte sich! Ich saß täglich acht und mehr Stunden im Sattel! Das Glück der Erde lag auf dem Rücken der Pferde. Ich gesundete. Im Jahre 1926 war ich ein neuer Mensch. Die Sehnsucht wuchs. Die Sehnsucht nach meinen Beduinen. Lebte Amir Fuaz noch? Was machten die Nuala? Und der alte Nuri?

★

Vier Wochen später feierte ich tatsächlich Wiedersehen mit Nuri Scha'lan, und zwar in Damaskus, wo er seit dem Ende des Weltkrieges lebte. Er war immer noch das Oberhaupt seines Stammes, obgleich er einen Palast in der Stadt bewohnte, von den Franzosen eine hohe Rente bezog und Abgeordneter im syrischen Parlament geworden war.

Die Führung seines Stammes in der Wüste aber hatte er niemand anderem übergeben als seinem Enkel Amir Fuaz. Mauaf und die beiden anderen Söhne Nuris gehörten nicht mehr zu den Lebenden.

Wie überrascht war Nuri, aber auch wie glücklich, mich heil und bester Laune wiederzusehen! Er geleitete mich in sein Privatzimmer, das er nach seinem Beduinengeschmack eingerichtet hatte. Es ähnelte ganz dem Innern eines Beduinenzeltes mit dem Kaffeeherd, dem weißen Aschehaufen und den herumliegenden Matratzen, die, an ein paar Kamelsättel gelehnt, bequeme Ruheplätze boten. Ein breitschultriger Jagdfalke blockte auf einem fußhohen Anstlg. Die eine starke „Hand“ war schlagbereit unter seinem Gefieder versteckt. Nuri hatte dem Falken die Lederhaube vom Kopfe gezogen. Große schwarze Augen funkelten uns an. Der Vogel gurrte. Der Alte ließ sich eine Taube bringen und warf sie hoch. Mit einer blitzschnellen Bewegung, die man unmöglich mit dem Auge verfolgen konnte, stürzte sich der befreite Falke auf seine Beute und kröpfte sie vor unseren Augen.

Dem Beduinen haftet das Grausame ständig an. Er genießt das blutige Erlebnis. Auch dem alten Nuri schien wohler ums Herz zu werden, als er zu seinem Zeitvertreib sich an seinem Falken ergötzen durfte. Es ist nicht immer das Kraftvolle, welches sich mit seinesgleichen mißt in diesem Leben. Es ist oft das Brutale. Das darf man vor allem in Arabien nicht vergessen.

*

Eine Woche später setzte ich meine Reise fort.

Nuri hatte mir Faris ibn Raif es Sa'bi, einen jungen Schammarbeduinen, als Beschützer und Reisebegleiter mitgegeben, damit ich meinen Weg unangefochten bis zu Nuris großem Beduinenstamm in der Nähe des Wadi Sirhan und in das Gebiet der roten Sandwüste der fernen Rufud zurückzulegen vermochte.

Es war sonderbar, daß ein Schammar mein Begleiter zu den Kualas sein sollte. Denn diese Stämme sind seit Jahrhunderten erbitterte Gegner — ja bis zum Tode verschworene Feinde. Aber die Familie des Faris lebte bereits seit sechzehn Jahren einer Blutrache wegen bei den Kualas. Das erklärte die eigenartige Tatsache, daß ein Schammar zu meinem Beschützer im Gebiete seiner Todfeinde werden konnte, aber darin lag auch die Weisheit des alten Nuri: Der Schammar vermochte mich nicht nur vor den Widersachern der Kualas zu schützen, sondern, weil er auch zugleich ein Vertrauter Nuris war, konnte er mich auch vor dem Angesichte eines jeden Kuepli verantworten. Faris war ein seltener — ja ein ungewöhnlicher Mensch. Als er mir von Nuri vorgestellt worden war, fühlte ich vom ersten Augenblick an, daß unsere

Bekanntheit mehr als eine zufällige sein mußte. Seine zarte Stimme, die mir „Frieden!“ wünschte, und seine kräftige, männliche Hand, die nach meiner griff, offenbarten mir sofort das offene, reine Gemüt des jungen Beduinen. Unter seinem härenen Gewande schlug ein Herz von solcher Liebe und Stärke, daß ich bekennen darf, seinesgleichen nie wieder unter Menschenkindern gefunden zu haben. Bis zu seinem letzten Atemzuge war er der treueste Freund, den ich je gekannt habe.

Faris war einer der schönsten Menschen, die mir im Leben begegnet sind. Unvergesslich sein ovales, edles Gesicht — seine sanften, dunklen Augen — dies wundervolle Haar — der Bart — sein wallender Hirtenmantel.

Aber trotz alledem: Faris, obwohl so zart und sanft, war doch einer der kühnsten und tapfersten Ismaeliten. Vielleicht lebte er um zweitausend Jahre zu spät.

★

Nachdem wir die alten Vororte von Damaskus hinter uns gelassen hatten, ging es durch Walnuß-, Oliven- und Aprikosengärten hinaus ins Freie. Groß und erhaben zeichneten sich die schneegekrönten Höhen der syrischen Berge in das wundervolle Blau des Himmels.

Holprige, vertrocknete Schlammwege zogen sich durch kahle Felder und matte, graue Wiesen, dann rollendes Gelände, wo die Spuren wahllos neben- und durcheinander liefen.

Eine syrische Zollstation am Rande der Steppe mit Paßrevision.

Endlich verließen wir die Überlandstraße, und ohne Weg und Steg ging es hinaus in die Wüste!

Auf hartem, trockenem Kiesboden eilte unser Automobil dahin. Immerzu nach Osten — auf einer endlosen, schmalen Landzunge, die immer tiefer und tiefer in einen unendlich schimmernden See hineinzuführen schien. Ein wolkenloser Himmel dehnte sich darüber.

Auf beiden Seiten begleiteten uns dunstige Wasserspiegel und zitternde Luft. Arabische Schafzüchter tauchten auf. Sie führten nur wenige Reitkamele und Pferde mit sich, dafür aber Esel. Ein Zeichen ihrer Entartung. Es waren Fua're. Wir bemerkten sie, als wir nach einem in der Sonne glänzenden Wasserspiegel abbogen, der sich in einer langgestreckten Wüstensenke dahinzog. Luftspiegelungen täuschten oft unglaublich. Nur mit Mühe vermochte man die wirklichen, etwa fußtiefen und vom Winde gekräuselten Regentümpel von den

Phantomen zu unterscheiden, deren Oberfläche ganz glatt und glasig dalag. Plötzlich bemerkten wir vor uns zahlreiche andere Schafherden. Sie durchschritten, fast bis an die Brust im Wasser, überschwemmtes Gebiet. Unwillkürlich verlangsamte ich die Fahrt. Raum hundert Schritte vor uns glänzte es wie feuchte Erde. Ein See! Ein flacher See! Wir rasten auf ihn zu. Ich riß das Steuerrad herum.

Da erkannte ich, daß es nur eine breite, von warmer, gläserner Luft erfüllte Senke war. In voller Fahrt fuhr ich geradewegs in sie hinein und auf die Herden zu. Die Schafe kamen uns immer schneller näher. In wenigen Augenblicken verwandelte sich das ganze Bild. Der lange, breite Wasserspiegel war verschwunden.

Nicht ein Schimmer von Feuchtigkeit war zu sehen, und statt der glitzernden Wasser bewegte sich um uns herum nur eine drängende, staubige Masse wolliger Tiere. Tausende und aber Tausende von Schafen und Ziegen.

Nun hielt ich das Auto an und ließ sie dicht an uns vorüberziehen. Die Hirten ritten neugierig mit ihren Frauen und Kindern herüber und wünschten uns Frieden. Ich verteilte Zigaretten und Süßigkeiten. Die gesprächigen Nomaden erzählten uns, daß sie bereits in ihre eigenen Weidegebiete nach Norden zogen, weil andere Beduinenstämme diese Weidegebiete ihnen streitig zu machen versuchten.

Dann wurde die Wüste menschenleer.

Die Hamad lag vor uns, die nordarabische Hochlandsteppe, welche sich ins Unendliche erstreckte; flache, harte Erde, ohne merkliche Erhebungen. Hunderte von Kilometern nach Süden und Osten.

Als wir Stunde um Stunde über die vertrocknete Steppe dahineilten, schwirrten aus den Kamelgräsern riesige Schwärme von Zugvögeln vor uns auf. Sie schwebten einige hundert Meter weit fort, um sich dann in der Ferne einer Wolke gleich auf die Erde niederzulassen.

Immer wieder scheuchten wir schwerfällige Wüstentrappen vor uns auf, und unzählige Nadelschwanzhühner flogen in großen Scharen dahin. Diese Wüstenvögel — so groß wie unsere Rebhühner — nähren sich hauptsächlich von feuerroten Raupen, die an jedem Halm und wilden Stengel in der sonst so ausgedörrten Einöde zu finden sind. Auch ein kleiner Wolf sprang hoch, und ein andermal trollten zwei Füchse davon, und eine vom Tageslicht geblendete große Gule blickte verstört und ängstlich um sich, als wir das Auto direkt neben ihr zum Stehen brachten.

Unerwarteterweise ging kurz vor Sonnenuntergang ein Regenschauer nieder und erfrischte die verstaubte Hamadwüste, welche wir nun bereits seit Stunden durchfahren hatten. Einen großen Teil der Nacht verbrachten wir im Schutze eines ausgetrockneten Flußbettes auf nackter Erde.

*

Am Abend des nächsten Tages — nach einer wilden Fahrt dicht vor einem Sandsturm — erreichten wir das Lager der Kuala. Das unendlich große, unübersehbare Lager dieses kriegerischen Stammes, der soeben auf einer Wanderung nach dem Norden begriffen war.

Inmitten der Viehherden, die sich hinzogen, so weit der Blick schweifte, standen ungefähr achtzig kleinere und größere Zelte. Sie standen in einer Senke, ihre offene Seite war dem Winde abgekehrt.

Darunter der größte und lustigste Pavillon Arabiens, das historische Zelt Nuri Scha'ans.

Wir hielten an und fragten nach Amir Fuaz.

Amir Fuaz, der junge Häuptling der Kuala, weilte einige Stunden weiter bei einem Unterstamme zu Besuch.

Die kleine Schäferin

Um nächsten Morgen setzten wir unsere Reise zu Pferde fort; der Häuptling des Lagers hatte uns zwei Stuten geliehen.

Wie knisternde Seide brachen die feinen Stengel der Kamille und des wilden Lavendels unter den Hufen. Wir ritten den ganzen Tag. Ringsum — über vielen niedrigen, regenbelaunten Hügeln und zwischen weiten Triften — dehnte sich die Steppe. Kein Anzeichen wandernder Beduinen oder weidender Hirten. Nur die wundervolle Stille der ungetrübten Schöpfung umgab uns. Die scheidende Abendsonne lächelte zwischen Gewitterwolken hindurch. Im dunkelnden Osten wetterleuchtete es. Ferner Donner grollte, und der Abendwind trieb einige graue Wolkenfetzen einher.

Als wir einen Hügel erreichten, rauschte es über uns wie von den Flügeln eines großen Vogels. Es war der laue Wind, der einen Schauer von Lenzregen dahintrief. Die Ohren Sadhas spielten aufmerksam, ihre kleinen Hufe traten unruhig hin und her. Ihr Kopf nickte, und sie wieherte leise. Dann schüttelte sie ihre volle Mähne, peitschte ihre mageren Flanken mit dem hochgetragenen Schweif und streckte ihren Kopf empor. Wie ein Spürhund hatten ihre wachsamsten Sinne etwas in der Ferne entdeckt. Leichten Schrittes fing sie an zu traben, und mit lauschenden Ohren und weitgeöffneten Nüstern eilte sie einem kleinen Feuer zu, das plötzlich zwischen den Schatten der Nacht und der Erde aufleuchtete. Ein neuer Regenstoß verwischte das Bild einige Zeit vor unseren Augen. Als es wieder auftauchte, fanden wir eine Herde regendurchnässter, eng aneinandergedrängter Schafe. Zwei große Hunde hielten mit heiserem Gebell unser Weiterkommen auf. Aus der Nähe des Feuerplatzes hörte ich eine helle Mädchenstimme:

„Wer ist dort?“

Ich legte meine nassen Hände an die Seiten meines Mundes und rief gegen den Wind, so laut ich es vermochte:

„Freunde — — —!“

„Und wer ist bei euch?“ fragte sie.

„Gott allein!“

„Sein Angesicht sei über euch und Friede!“ antwortete sie.

Ein Beduinenmädchen trat unter ihrem winzigen Obdach hervor. Es war ein ganz kleines Zelt aus einem einzigen Stück groben Ziegenhaargewebes. Das

Mädchen rief ihre Hunde zu sich. Dann nahm sie unsere Stuten und gab ihnen eine Schüssel Milch zu trinken. Sie erlaubte uns, an das Feuer zu kommen. Es prasselte lustig, obwohl immer noch dicke Regentropfen niederfielen, und beizender Rauch füllte die Luft. Die winzige Behausung war kaum ein Zelt zu nennen. Es war nur eine Regenwand, die höchstens der kleinen Schäferin und ihren Hunden einigen Schutz bot. Ein Schäflein hatte sich hineingeflüchtet mit seiner Mutter, die sich ein Bein gebrochen hatte. Ich schiente es ihr mit ein paar Ästen und einer Mullbinde zusammen. Die kleine Hirtin freute sich darüber und sah mir neugierig zu.

Sie war etwa sechzehn Jahre alt; ein reifes, schönes Geschöpf. Überschlank wie alle Beduinenfrauen. Gesundes Blut leuchtete durch ihre sonngebräunten Wangen. Schlichtes, reiches Haar und eine hochrückige Nase verrieten die typische Ismaelitin.

Nach alter Wüstensitte bot sie uns eine Schüssel frischer Schafsmilch dar und forderte mich auf:

„Schwöre deiner Schwester, daß ihr kein Unrecht begegnen wird.“

Dabei schaute sie mich mit großen gläubigen Augen an. Ihre weißen Zähne blitzten; die kleinen Grübchen zuckten in ihrem Gesicht. Sie hob einen vertrockneten Zweig von der Nähe des Feuers auf und hielt ihn mir entgegen: „Nimm ihn in deine Hand“, sagte sie, „und schwöre bei dem Leben des Herrn, der allen Leben gibt!“

Ich erfüllte rasch ihren Wunsch und gab ihr das heilige Versprechen unverletzlicher Gastfreundschaft, den Schwur, den kein Kind der Wüste zu brechen vermag:

„Bei Gott — wie ER aus diesem vertrockneten Holz das Leben nahm, so möge der Herr sein Leben mir entziehen, wenn ich nicht deine Seele und deinen Leib achte und bewahre, meine Schwester!“

Es ist eine alte ismaelitische Formel. Nachdem auch Faris diesen Schwur wiederholt hatte, getraute sie sich, uns das Obdach ihres „Hauses“ anzubieten, und breitete ihren ganzen Vorrat vor uns aus: Brot, frische Milch und etwas Butter und trockne Datteln. Während ich aß, jerrte sie ein kleines Schaf herbei, das sich mit lauten Klagerufen in ihren Händen sträubte. Als ich mich niederbeugte, um das Tier festzuhalten, zog das Mädchen meinen Dolch aus dem Gürtel und rief:

„Töte mir dieses Opfer, damit ich es euch zubereiten kann!“

Ich nahm ihr das krumme Messer aus der Hand und ließ das geängstigte

Lamm frei. Mit freudigen Sprüngen kehrte es zu seiner Herde zurück. Die Jungfrau aber blickte mich vorwurfsvoll an.

„Alles, was du zum Leben brauchst“, sagte ich zu ihr, „hast du bereits den Fremdlingen geboten. Allah ist unser Zeuge, daß wir nicht ein ganzes Lamm verzehren können. Ich sehe auch kein Gefäß, worin wir sein Fleisch kochen könnten.“

„Doch“, rief sie, „hier ist ein Spieß. Daran röste ich die Nieren und Lenden.“ Glücklicherweise erfüllte das Mädchen ein solcher Abscheu, das Tier zu töten, daß es Fariß und mir nicht schwer wurde, sie von dem unnützen Opfer zu überzeugen. Sie fürchtete nur die Vorwürfe ihres Vaters, weil sie uns nicht das volle Gastrecht der Beduinen hatte angedeihen lassen.

Schweigend setzte sie sich vor das Zelt und bereitete sich ein kleines Feuer, das ihre darüber gebeugte Gestalt beleuchtete. Flackerndes Licht huschte über ihr anmutiges, von Regentropfen benetztes Gesicht. Sie war tatsächlich ein Bild wilder Schönheit und Gesundheit.

Da ich bemerkte, daß die kleine Schäferin die Nacht ohne Schutz im Freien und im Regen verbringen wollte, rief ich ihr wiederholt zu, sie möge sich nicht fürchten, sondern mit uns die Zeltwand teilen. Ich drohte ihr sogar, mit Fariß weiterzureiten, wenn sie die Nacht im Freien zubringen wollte. Sie nahm aber meine Drohung durchaus nicht ernst, sondern lachte und entgegnete mir gleichgültig, daß sie zum Zelte ihres Vaters gehen und am Morgen zurückkehren könnte.

„Wer ist dein Vater?“ unterbrach Fariß das Mädchen, um sie auf andere Gedanken zu bringen.

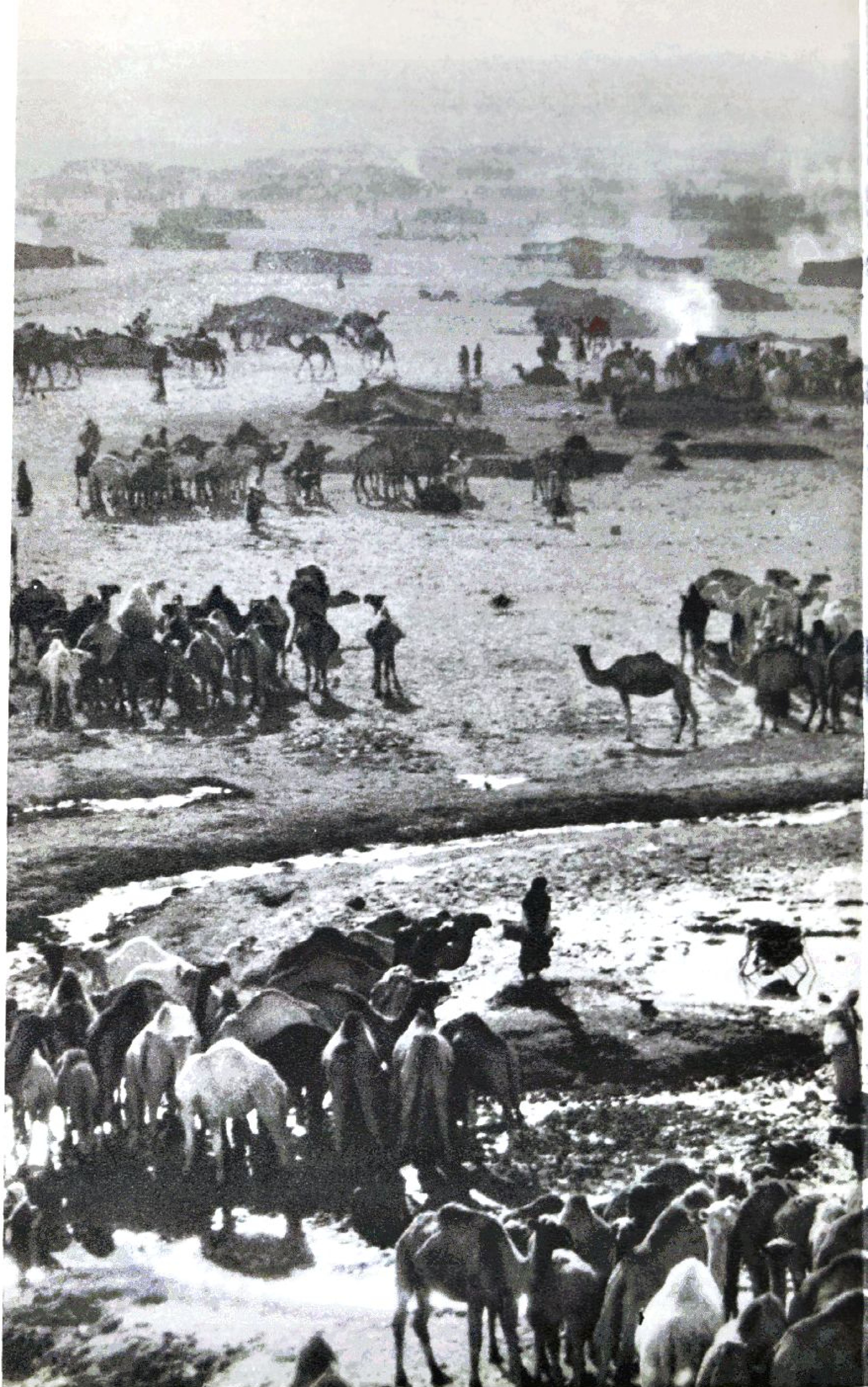
„Ich bin Tuema, die Tochter Scha'il ibn Surhans, und wir zelten mit der Aschira (Stamm) der Frenje.“

„Tuema“, bat Fariß das schöne Mädchen, „weit ist es in der Finsternis zu deinem Vater. Vertraue uns und laß dich hier zu unseren Füßen nieder.“

„Ich fürchte mich wirklich nicht, wenn ihr nur bei mir bleibt und nicht weiterreitet“, rief sie aus und erhob sich. Sie warf noch eine Hand voll Reisig auf das Feuer und wartete, bis die Flamme hoch aufschlug. Sie reckte ihre schöne junge Gestalt, nahm ihren Mantel von der Schulter und trat dann in das kleine Zelt, um sich auch ihren feuchten Nackenüberwurf abzustreifen. Sie streckte dabei ihre feingelenkigen Arme weit über den Kopf. Nur ihre dunklen Augen blickten etwas scheu nach uns. Ich hatte mich an der Wand ausgestreckt. In meinem Rücken lag das Schafmütterchen mit seinem Jungen. Sie hatten



Faris, der edle Sproß aus dem Stamm der Schammar-Beduinen



Die Stadt der schwarzen Zelte: Das große Kuala-Lager in der nordarabischen Hamad-Wüste.



Starke Regengüsse hatten über 7000 Zelte und mehrere hunderttausend Kamele in dieser Senke versammelt



Tuema, die Geliebte des Faris

sich einen warmen Fleck an meiner Schulter und an meinem pelzgefütterten Mantel ausgesucht.

Faris hatte zuerst neben mir an der offenen Seite des Zeltes geruht. Er war aber jetzt aufgesprungen und half Tuema, ihren feuchten Hirtenmantel über eine schräge Zeltstange zu breiten. Das flackernde Licht des Lagerfeuers huschte immer wieder über das ruhige schöne Gesicht des Mädchens.

Als sie sich ein Nachtlager bereitet und ausgestreckt hatte, nahm Faris seinen Hirtenmantel und legte ihn über sie. Sie versuchte abzuwehren, aber Faris zeigte auf seine „Farwa“ (Pelzkaftan) und sein warmes Bett von Schaffellen. Da ließ es Tuema gewähren und schenkte ihm ihren ersten freundlichen Blick. Keiner von uns wagte, Tuemas gläubiges Vertrauen durch ein Wort oder eine Handlung zu stören.

Die Nacht klarte auf. Der stille Mond stieg empor. Sein mildes Licht schimmerte über die sanften Schultern der fernen Hügel. Ein warmer Wind fächelte über die Steppe und trocknete nicht nur Blumen und Gräser, sondern auch die fröstelnden Schafe und unser feuchtes Zelt.

Tuema und Faris schliefen gesund und fest. Deutlich hörte ich ihre Atemzüge. Der silberne Mond, der „Entführer der Seele“, lächelte in unser Zelt.

Als ich in diesem halbawachen Zustand dahinträumte, schlugen plötzlich die Hunde wütend an. Faris sprang auf, zog seine Pistole aus dem Halfter und war im Begriff, hinauszueilen. Noch im Schatten des Zeltes hatte ihn Tuema erreicht und hielt ihn mit beiden Armen fest umschlungen.

„Du erschreckst die Herde“, warnte sie ihn, „schieße nicht! Es sind nur kleine Wölfe. Meine Hunde werden sie verjagen!“

Dann rief sie: „Sukhan!“ und „Kasabi!“.

Faris senkte die Pistole. Tuema nahm ihm die Waffe aus der Hand und steckte sie in seinen Gürtel zurück. Der warme trockene Wind strich durch die Zeltwand. Die Herde war ruhig geworden, und die wolligen Rücken der zusammengedrängten Tiere zeigten sich deutlich in der Morgendämmerung. Tuema hatte Faris noch nicht losgelassen. Sie schmiegte sich etwas ängstlich an ihn und hatte die gesunde Fülle ihrer Arme um seine Hüften gelegt. Ihre Gewänder flatterten leise. Der Wohlgeruch der Steppe stieg auf, und die Luft war gesättigt wie von Lavendel. Die Hunde hatten die kleinen Raubtiere verjagt und verbellten sie in der Ferne. Unsere beiden Pferde schnaubten ganz in der Nähe, wo sie fußgefesselt standen.

Faris löste sich von Tuema und führte sie an der Hand ins Zelt. Sie ließen

sich zusammen nieder. Als Faris sich zu ihr bog und sie auf ihrem Scheitel küßte, zog sie das krumme Messer aus seinem Gürtel und legte es sich in ihren Schoß.

„Laß diesen Dolch in meinem Schoße ruhen“, sprach Tuema. Sie wollte ihn damit an ihre jungfräuliche Unschuld erinnern, die zu bewahren auch heute noch allen reinrassigen Beduinen die heiligste aller Sitten ist. Eine Tochter mag wegen ihrer Nichtachtung von ihrem Vater umgebracht werden, eine Schwester von ihrem Bruder, die sie nach ihrem Gesetz in Stücke schneiden würden.

Die Sonne durchbrach den Schleier der Dämmerung. Ihr flammendes Auge strahlte bald über den weiten Himmel. Rosig erglühte die dunkle Erde.

„Sabah!“ flüsterte Faris seiner Geliebten zu. Sabah ist der Morgen. Er ist aber auch das poetische Wort für die jungfräuliche Braut. Tuema legt ihre Wangen an seine . . .

Nach einer Weile erhob sie sich und lief ein Stück hinweg zu ihrer Herde, wo sie stehenblieb. Träumend umfaßten die Blicke des Jünglings die herrliche Gestalt, die unter dem antiken Faltenwurf des dünnen Gewandes sich deutlich abzeichnete.

So stand Tuema gegen das Licht der aufgehenden Sonne.

Als Faris sich erhob, sprang Tuema lachend davon und warf sich behende ihren Mantel über die Schultern.

In einiger Entfernung, wo ihre Schafe bereits weideten und ihre Hunde spielten, blieb sie stehen.

Ein köstlicher Morgen strahlte über die Wildnis, und lippige Weide bedeckte die Senke.

In weite, klare Ferne vermochten die Augen zu schweifen. Ein Meer von braunen Hügeln und grünen Tälern. Einzelne Wolken segelten am blauen Himmel. Eine Lerche stieg jubelnd auf und hob sich trillernd höher und höher in einer Ekstase von Melodien. Und über die Steppe wehte noch immer der trockene, warme Wind.

Tuema entfachte das Feuer im Herde und rührte ein Häufchen Mehl mit kaltem Wasser an. Von diesem Teige buk sie einige Brote in der glühenden Asche und rief uns an ihre Seite. Als wir frühstückten, tauchte sie Datteln in braune, heiße Butter, rollte die Bissen in abgerissene Stückchen von frischen Brotfladen und steckte abwechselnd Faris und mir einen Happen in den Mund.

„Ob er jemals wiederkommt?“ fragte die kleine Hirtin ihren Geliebten.

„Der Herr weiß alles!“ sagte Faris traurig.

„Und wirst du an mich denken?“

„Und du?“

Statt einer Antwort nahm Tuema seine Hand in ihre und geleitete Faris zu seiner Stute. Als er sich in den Sattel geschwungen hatte, barg sie ihr Köpfchen an seinen Schenkel und fing zu weinen an. Er beugte sich nieder und faßte sie unters Kinn und blickte ihr tief in die Augen. Als sie mit aufgewandtem Angesicht ihn suchte, fanden sich ihre Lippen zum ersten Male. Ihre langen dichten Wimpern berührten seine Wangen.

„. . . ich fühlte ihre schimmernden Zähne, als sich meine Lippen von den ihren lösten. Ich glaubte, Milch zu schmecken“, sagte mir Faris später.

„Verweile!“ rief sie aus.

„Gott ist mein Zeuge, Tuema, daß von heute an deine Liebe die Gefährtin meines Herzens sein wird.“

„Friede sei mit dir, Faris!“

Lange stand sie bei ihrer Herde und schaute uns nach, als wir davonritten. Von der letzten Höhe winkte Faris mit der Raffyah, die er vom Kopfe genommen hatte. Tuema ließ ihren Hirtenmantel im Winde flattern.

Wiedersehen mit Amir Fuaz

Eine süße Weihe lag auf der Welt. Hier und da glänzten noch einige Regenschneeflocken in tieferen Senken, während die Hügelrücken bereits vom Winde trockengelegt waren.

Ein Staubteufel, eine kleine Windhose, hatte sich erhoben und fehrte wie mit einem Besen die Erde vor uns auf. Sie ließ einen vielgewundenen schmalen Pfad wie den einer Schlange hinter sich zurück. Entwurzelte Pflanzen und gebrochene Blumen hatte der Wirbel vor sich hingetrieben, er hatte uns mit feinem Sand und Blütenstaub bedeckt. Grillen zirpten im Gras. Trappen und Nadelschwanzhühner suchten emsig nach ziegelroten, langhaarigen Raupen. Ganz plötzlich und unvermittelt tauchten am Fuße eines blumigen Hanges schwarze Zelte auf.

Die schwarze Behausung Nauafß, in welcher ich vor dem Weltkriege den kleinen achtjährigen Fuaz kennengelernt hatte, lag diesmal in einer ganz anderen Gegend. Dennoch, es schien derselbe Lagerplatz und dieselbe vertraute Umgebung zu sein. Der weiche Kamelsattel, an dem ich lehnte, und das freundliche Feuer des dampfenden Kaffeeherdes schienen dieselben zu sein. Selbst das Frauengemach des Zeltes mit seinem Durcheinander von Reitsätteln, Kameltaschen, Matratzen und anderen Geräten hatte sich nicht verändert.

Endlos und grenzenlos lag vor meinen Blicken die wohlbekannte Wüste. Die helle Sonne strahlte über der stillen Wildnis. Zahlreiche Herden von Kamelen weideten hier und da verstreut. Bis zum fernen Horizont erkannte man Ismaels niedrige, langgestreckte „Häuser“ aus grobem Gewebe von Ziegenhaaren.

Zur Linken des Gastzeltes stand ein kleineres, aus welchem ein einfach gekleideter junger Beduine heraustrat. Er war von vier Sklaven begleitet, die Jagdfalken trugen, und an ihrer Seite liefen schlanke Windhunde.

Als ich zur Begrüßung aufstand, vermochte ich es noch nicht zu fassen, daß dieser würdige, junge Schenk, der auf mich zuschritt, der kleine lustige Knabe von damals sein sollte. Der niedliche, aber schmutzige Bengel, den wir in jener Nacht aus der Kameltasche gezogen hatten.

Es blieb mir aber keine Zeit, Vergleiche zu ziehen. Eins war mir ganz bestimmt gewiß: Fuaz hatte mich nicht erkannt, denn mein Name war, wie es arabische Gasthöflichkeit erfordert, unerwähnt geblieben, und keine Nachricht über meine Reise war meinem Eintreffen vorausgeeilt.

Mnahi, der Sklave, hob einen kleinen „Efim“, einen schwarzen Beduinen-
teppich mit bunten Randmustern, auf und legte ihn vor meine Füße. Auf
diesem beschränkten, aber geheiligten Boden begrüßten wir uns.

Amir Fuaz legte seine Hand ans Herz und wünschte mir den Frieden Gottes.
Dann traten wir in den Schatten des gastlichen Zeltes. Aus dem Frauenabteil
der Zeltwohnung schleppten vier Sklaven den kostbaren Stammesteppich
herbei. Er füllte den ganzen Raum. Auf der anderen Seite des Feuerherdes,
neben zwei aneinandergestellten Kamelsätteln war ein Berg von Kissen,
Decken und Schaffellen zu einem bequemen Lager geschichtet. Fuaz streifte
seine Sandalen ab und wies mir den Platz zu seiner Rechten an. Meine linke
Schulter ruhte dann an der rechten des Prinzen, während unsere Ellbogen
auf den kissenbedeckten Sattelgestellen lehnten. Eine große Anzahl Gäste, dann
viele Sklaven und die Leute seiner Leibwache ließen sich auf dem Teppich
nieder. Wortlos beobachteten wir alle, wie der Kaffeekoch die glühende Asche
seines Herdes aufeinanderhäufte und getrockneten Kameldung auflegte. In
kurzer Zeit begann das Wasser in der geschnäbelten großen Kanne zu kochen;
die Zubereitung des Kaffees begann.

Mnahi brach ein Stück Räucherwerk ab, das er aus dem schmutzigen Zipfel
seines Kopfschleiers wickelte, und legte die Krume auf eine schwelende Dung-
kohle. Gedämpftes Sonnenlicht rieselte durch das schwarze Zelt Dach und
zerschmolz auf der Erde in ein Gewebe von Licht und Schatten. Die jungen
Höflinge, Krieger und Sklaven von des Prinzen Eskorte, saßen in feierlichem
Schweigen in einem Halbkreis. Neben Fuaz stand aufrecht und bewegungslos
sein alter Leib- und Lieblingsknecht Mnahi, die nervige schwarze Faust auf
den silbernen Griff seines Schwertes gestützt.

Die Raffiyah (Kopfschleier) von Fuaz barg seine langen Zöpfe und umschloß
sein ebenmäßig geschnittenes, fast feminin ovales Gesicht und die leicht-
gebogene edle Nase. Außergewöhnlich große dunkle Augen leuchteten unter
einer etwas schmalen Stirn mit breiten dicken Augenbrauen. Wenn er lächelte,
zeigten sich blendende Zähne unter einem kleinen dunklen Schnurrbart. Je
länger ich diesen romantischen jungen Mann von der Seite unauffällig
betrachtete, um so mehr entdeckte ich wieder in ihm meinen kleinen tapferen
Bruder jener längst entschwundenen Tage. Ich vermochte mich nur mit
größter Selbstbeherrschung zurückzuhalten, daß ich mich ihm nicht sofort
offenbarte. Keiner sprach. Wir beobachteten nur immer noch aufmerksam die
Künste des Kaffeekochs. In der Wildnis gilt es als ein Mangel der Höflichkeit

und Ehrerbietung, den Gast auszufragen. Selbst an Mnahi hatte Fuaz bisher keine Frage gerichtet. Schließlich wandte er sich aber doch an mich und sagte: „Woher du auch kommen magst, o Fremder, sei willkommen!“ Diese Worte gaben mir Gelegenheit, mich zu erklären.

„Ja Amir Fuaz!“ redete ich ihn an, „ein Fremder bin ich eigentlich unter euch nicht. Einst kannte ich in diesem Zelte einen Knaben, der damals nicht viel größer war als das Schwert in der Hand dieses Mannes. Er übte sich eines Nachmittags mit seinen Freunden mit der Steinschleuder. Gott ließ es geschehen, daß ich zufällig vorüberging, und ein Kiesel, aus der Hand des Kindes geschleudert, traf meine Stirn, genau zwischen die Augen. Man konnte glauben, daß Allah mich mit dem ‚Nur Ed-Dam‘, dem Siegel des Blutes gezeichnet hatte. Also forderte ich einen hohen Preis für mein Blut.“

Amir Fuaz, seine Augen bisher sinnend vor sich auf den Boden gerichtet, wandte jetzt sein Gesicht mir zu.

Wie gebannt blickte er mich an. Seine Gedanken schienen blitzschnell zu jenem Ereignis zurückzuwandern. Er riß sich aus seinem Nachdenken; er faßte mich an der Schulter, und während er mit einem freudigen Ausruf aufsprang, zog er mich ungestüm an seine Brust und rief mit großer Freude den Namen, welchen mir die Araber in jenen Tagen beigelegt hatten: „Aziz . . . Du bist zurückgekehrt! El-Hamdu l'illah!“

Nachdem er mich wiederholt auf beide Wangen geküßt und heftig an sein Herz gedrückt hatte, sagte er: „Jetzt verstehe ich das Wort, das ich von meinem Muallim lernte: O du, dessen Auge dem Fluge des Vogels folgt und dem Wege des Kiesels, der deiner Hand entflohen, wie kannst du wissen, was Gott vorhat?“

★

Ich war zurückgekehrt!

Ich lebte wieder bei meinen Beduinen. Ich wanderte von neuem mit ihren Herden. Ich zeltete wieder unter ihren gebuckelten schwarzen Dächern. Ich ritt auf ihren Rennkamelen in langen Märschen durch Tage und Nächte unter Sonne und Sternen. Ich galoppierte auf den Rücken ihrer edlen Stuten, den „Trinkern des Windes“, und die schlanken Windhunde umkreisten unsere vorwärtsjagenden Pferde . . .

Liebe in der Wüste

Es war ein gesegnetes Jahr hier im Süden, in der Nähe vom Wadi Sirhan. Gewitter und Regen überall. Mit Weide hatte sich das Angesicht der Erde überzogen. Köstliche Milch tropfte von den kleinen, prallen Eutern der Kamele. Es wimmelte von jungen Kamelkälbchen — drollige, ungeschickte, langbeinige Geschöpfe. Es quäkte unter den Sonnensegeln der hohen Sattelsänften auf den Rücken der Dromedare. Die Frauen gebaren im Schatten ihrer Zelte und Tiere. In den niedrigen Bässchen zirpte und piepste es von kleinen Wüstenhühnern und jungen Trappen. Mit einem Male war die alte, vertrocknete Wüste jung und schön wie ein blühender Jüngling!

Die Kraft der Sonne und die Feuchtigkeit der Wolken hatten Blüten und Blumen hervorgelockt: silbern und grün lag ein feiner Hauch über Hügeln und Tälern. Satter und dunkler prangte die blumige Weide in den breiten Vertiefungen. Duftbeladen wehte ein lauer Frühlingswind über die schöne Welt. Die Augen der Hirten glänzten vor Dankbarkeit. Aber täglich von neuem zogen die Frauen ihre Zeltstützen unter den gebuckelten Dächern hinweg, rollten die ziegenhärenen Bausche zusammen und luden sie auf die starken Kamele.

Aus der Zeit, als die Sonne und die Weideplätze wechselten und Faris seine Geliebte fast täglich besuchte, ist mir noch der eine Tag besonders in Erinnerung:

„Laß uns jagen gehen!“ rief eines Morgens Faris aus und ließ sich von Mnahi das automatische Jagdgewehr reichen, welches ich ihm als ein Andenken geschenkt hatte. Wir schritten zu den Pferden, die zwischen den Leinen des Zeltes geduldig warteten, lösten ihre Halfterleinen und schwangen uns auf ihre Rücken. Dann galoppierten wir in die Ebene.

Als wir über einen Hügel setzten, rasste vor uns in ziemlicher Entfernung eine größere Gazellenherde dahin. Sie kam direkt auf uns zu. Manchmal verschwanden die Tiere in einer Senke, aber als sie näher auftauchten, bemerkten wir, daß das flüchtige Wild von einem Reiter auf einer schnellen Fuchsstute verfolgt wurde. Der Jäger war dabei, eine völlig weiße Gazelle von der Herde abzureiten. Es war der Leitbock, der es auf der Flucht immer wieder verstand, sich schussuchend in die Mitte der anderen zu drängen. Die Stute war gewandt.

Sie kam immer näher an das flüchtige Wild, obwohl die Gazellen öfters ausbrachen und sich in kleineren Gruppen verstreuten.

Dem fremden Beduinen gelang es schließlich, einen Schuß aus ziemlicher Nähe abzufeuern. Der weiße Gazellenbock überschlug sich mehrmals und blieb verendet liegen.

Als wir dem Jäger entgegenritten, der sein Wildbret bereits ausweidete, bemerkten wir mit Erstaunen, daß es gar kein Beduine war.

„Bei meinem Glauben!“ rief Fariß aus. „Es ist eine Jungfrau!“

Wir trieben unsere Pferde an. Meine Stute erreichte die Jägerin zuerst. Das junge Weib war aufgestanden. In einer Hand hielt sie ihr blutiges Messer; mit der anderen hatte sie ihr Halstuch bis über den Nasenrücken gezogen, um ihr Gesicht zu verbergen. Ich hatte sie aber bereits erkannt.

„Tuema!“ rief ich in großer Freude aus. Vor lauter Überraschung glitt ich vom Rücken meines Pferdes und eilte auf sie zu.

Sie schaute mich zuerst schelmisch, mit lächelnden Augen an. Dann zog sie ihre Hand mit dem Schleier weg und kam heran. Sie streckte mir jetzt beide Hände entgegen, und ich zog sie an mich und küßte sie auf die Stirn.

Fariß war nun auch herbeigekommen. Er trieb seine Stute näher, und indem er seine Miene verstellte, rief er erstaunt aus:

„Ajiß, kennst du diese Jungfrau?“

Ich ging auf seinen Scherz ein, schüttelte meinen Kopf und sagte zu ihm: „Nein, aber sie sieht einer anderen, die mir bekannt ist, sehr ähnlich.“

Nun sprang aber auch Fariß von seiner Stute und umarmte Tuema und drückte sein Erstaunen aus, ihr so unerwartet begegnet zu sein. Dann nahm er ihre Hand und legte sie in meine:

„Sie ist deine Schwester, Ajiß, und wäre sie nicht meine Geliebte, so möchte sie wohl die deine sein!“ Und zu Tuema gewandt, fragte er:

„Ist es nicht so?“

Sie nickte nur schüchtern mit ihrem Köpfchen.

Fariß half ihr dann, das erlegte Wild auf die Kruppe ihrer Stute zu binden. Ich staunte, daß das Pferd nicht vor dem Blutgeruch scheute; aber Tuema erklärte mir, daß Fariß das Tier abgerichtet hatte.

Sie war eine Beutestute und ein Geschenk von Fariß an seine Geliebte. Er hatte das Pferd erst vor kurzem an ihren Vater gesandt.

Die Stute wieherte leise und rieb die weiße Wunde ihrer Stirn gegen Tuemas Schulter.



Morgendämmerung über der Dhana-Wüste



Heimkehr mit Rennkamelen vom Beutezug



Mejlis, die Versammlung der Häuptlinge
Von links: Mijhem (ibn Scha'lan), Amir Fuaz und Raswan



Auszug der Beduinen-Reiterei

„Sie lockt“, sagte Faris.

„Sabah“, hatte er das schöne Tier seiner Farbe wegen genannt. Es war eine „Muhajjala“, eine Rotfuchsstute mit weißgestiefelten Vorderbeinen.

Tuema hatte ihren Dolch gezogen und trennte mit einigen kräftigen und geschickten Schnitten Kopf und Hals vom Rumpfe des Gazellenbocks und reichte mir das blutige Haupt. Dann hob sie ihren Karabiner auf und schwang sich wie ein Junge mit einem Flankenschwung und einer Wendung des Körpers auf den Rücken ihres Pferdes.

Sie schaute sich noch einmal schelmisch nach uns um und ritt davon. Faris faßte meine Schultern und rief begeistert aus:

„Sie ist scheu wie das unberührte Gazellenjunge! Ist es möglich, daß eine andere so schön sein kann wie Tuema?“

Am nächsten Tage holte mich Faris ab, und wir besuchten ihn Surhan, Tuemas Vater, und seine Familie. Nach der Begrüßung begaben wir uns eine Weile in das Frauengemach. Nur Tuema hielt sich darin auf. Die anderen Bewohner des Harems waren ausgeflogen.

Faris legte seine Arme um die Geliebte.

„Mein männlicher wilder Strauß“, begrüßte sie ihn und legte ihr Köpfchen an seine Schulter.

„Meine kleine Straußenhenne“, antwortete er.

Tuema reichte ihrem Geliebten ein zusammengewickelttes Brot. In der Mitte lag ein mit viel Zucker gesüßter Beduinenkuchen, den Faris in drei Stücke brach und mit Tuema und mir teilte. Der kleine Kuchen war von ihr selbst gebacken. Unter Beduinen ist es eine alte Sitte, daß die Braut dieses äußere Symbol ihrer Zuneigung dem Geliebten schenkt. Faris strich über das üppige Haar Tuemas, und als er der Geliebten für ihre kleine Aufmerksamkeit dankte, rief er aus:

„Ich werde dir dafür in der Wüste ein Bukett pflücken, das nicht verwelken wird, und auch ein Paar silberne Fußspangen will ich dir mitbringen!“

Tuema lachte und hielt ihm ihre Hand hin:

„Nicht größer als die Spitze meines kleinen Fingers sind die Blumen unserer Wildnis, und du versprichst mir, ein Bukett zu pflücken? Und ein Paar Reifen zu finden, wo kein Silberschmied lebt?“

„Wahrhaftig, liebe Jungfrau, meine Herrin! Ich werde dir einen Strauß seltener Blumen pflücken, mit dem du dich schmücken sollst zu unseren festlichen Stunden in den Hügeln!“

Sie lachte ihn schelmisch und immer noch ungläubig aus. Dabei war sie ihm über den Kopf gefahren und hatte übermütig seine Raffyah und den Ughal heruntergerissen.

„Oh!“ rief sie aus, „wie unordentlich du bist!“

Sechs aufgelöste Zöpfe waren über seine Schultern herabgefallen. Tuema zog ihren Geliebten an sich und legte sein Haupt in ihren Schoß.

Nun begann sie, ihm seine ismaelitischen Schmachtlöden fein säuberlich und geschickt zu flechten. Aus einem Zipfel ihres Kopftuches nahm sie eine handvoll getrockneter Gazellenlosung; kleine, dunkelgrüne, fast schwarze Kapern. Sie dufteten nach Thymian und Kamille, während Tuema anfang, diese kleinen Kügelchen gleich einem Parfümpulver in seine langen Strähnen zwischen ihren Handflächen zu zerreiben. Faris hielt mänschenstill und redete kein Wort.

Endlich war sie mit ihrer Arbeit fertig. Faris legte sich seine Kopfbedeckung wieder auf.

„Jetzt kommt Uzi daran!“ sagte er.

Und ob ich wollte oder nicht, ich mußte ebenfalls meinen Kopf in Tuemas Schoß legen, während Faris seiner Geliebten half, meinen Haarschopf in kleine Zöpfchen zu flechten und mit ihren erotischen Wohlgerüchen einzuspulvern. Und wie mochte ich mit den kleinen Zöpfen ausgeschaut haben! Schade, daß ich keine Aufnahme davon besitze. Jedenfalls belustigten sich Faris und Tuema so köstlich darüber, daß aus den Zelten der Nachbarschaft die Leute herbeiliefen und ebenfalls über „Uzi Radhwan“ zu lachen anfangen.

Als ich an jenem Abend mit Faris nach Hause ritt, ertönte hinter uns gedämpfter Hufschlag von Reitern. Und richtig: da brausten sie schon heran! Zwölf oder mehr Beduinen auf flinken Pferden. Im Mondschein sah ich ihre langen Loden und Kopftücher flattern, und ihre Hirtenmäntel knatterten im Winde. Sie bemerkten uns und kamen stracks auf uns zu. Im Vorbeigaloppieren schwenkten sie ihre Gewehre und riefen jauchzend unsere Namen. Wir stürmten hinter ihnen her bis zum Zelt des Häuptlings.

Der Zug gegen die Bischri

Sklaven waren schon dabei, ein mächtiges Signalf Feuer anzuzünden, um die Krieger des Stammes zu versammeln. Ein großer Beutezug der Bischri (jene drei verbündeten Stämme der Anaza: die Fid'an, Saba und Amarat) befanden sich auf dem Anmarsch. Über 500 Kamelreiter mit einigen hundert Kriegsstuten sollten es sein. Vielleicht war es eine Übertreibung.

Noch in derselben Nacht ließ Amir Fuaz Vorbereitungen treffen. Ehe der Morgen dämmerte, stand Faris bereits neben meinem Lager:

„Wach auf, wenn du mitreiten willst!“ rief er lachend aus. Ich sprang auf und machte mich sofort marschbereit. Faris reichte mir einen gefüllten Wasserbeutel und einen Klumpen gepreßter Datteln; dazu mehrere handgroße Kugeln harten Beduinenkäses sowie einen Stoß frischgebackener Brotfladen. Ich verpackte alles mit Hilfe Mnahis, meines Begleitreiters, in die Paktaschen meines Dhaluls (Kamels), zäumte und sattelte Sadha, meine weiße Kriegsstute, und band das Tier mit ihrer Halfterleine an den Gurt des Kamels.

Amir Fuaz hatte Faris zum Führer unserer Kameltruppe ernannt.

Es war noch dunkel, als wir aufbrachen. Der Mond war untergegangen. Still war die Nacht und die echolosen Akkorde der singenden Reiter glitten wie eine tönende Wolke dahin — überirdisch — zauberhaft schön . . .

Die undeutlichen Gestalten der Kamele schwebten in der Finsternis vor uns — nur hier und da ein leises Schlappen der weichen Sohlen — oder ein Knarren der hohen Sättel . . .

Wie Reiter aus einer anderen Welt tauchten wir geräuschlos zwischen die niedrigen Hügel, über denen der Morgen dämmerte und schließlich die Sonne aufging.

Silberne Kettchen, geflochtene Gurte und farbige Halfter mit blauen und roten Perlen bestickt, schmückten Nacken und Schenkel unserer Tiere. Im kurzen Galopp folgten die ledigen Stuten, ihre freien Nacken leicht gebogen, die elastischen Rücken gestrafft, mit hochgeschwungenen Schweifen; leichtfüßig liefen sie an der Seite der weitausschreitenden Rennkamele einher, nur an die bunten Kopfstücke ihrer wollenen Zäume gebunden, denn die Beduinen Arabiens, im Gegensatz zu jenen in Afrika, reiten ohne Gebiß und Zügel.

Ihre breiten Rücken trugen dünne Satteldecken aus Pantherfellen oder Gazellenhaut, die von einem schmalen Ledergurt gehalten waren. Raubkätz gleich, mit glitzernden Augen und gespannten Muskeln, hockten die Begleitter hinter ihren Kameraden auf den hohen Höckern der Kamele. Ihre nervigen Fäuste hielten Karabiner schußbereit. Von ihren Schultern wehten die Enden der Kopfschleier, welche sie um Haupt und Hals gewickelt trugen. Am zeitigen Nachmittag gab Fariß, der inmitten seiner schwarzen Leibwache voranritt, das Zeichen zum Absteigen, denn er hatte den aufgewirbelten Staub von zwei Automobilen bemerkt, die auf uns mit großer Geschwindigkeit zukommen schienen.

Siebenundsechzig wilde Kerle warfen sich — Gewehr in der Hand — in einem Augenblick von ihren trabenden Dromedaren auf die ledigen Pferde und zogen die Halfterleinen aus den Gurten der Kamelsättel. Dann stießen sie den Tieren ihre nackten Fersen in die Weichen, lösten sich von dem zurückbleibenden Kameltrupp und verschwanden in einer Staubwolke. Nur das Wiehern der Pferde, das Trommeln ihrer Hufe und das wilde Jauchzen der Männer war zu hören. Das rasende Getümmel der berittenen Schar hatte auch Sadha, meine Stute, ganz unruhig gemacht. Sie zerrte an ihrer Leine und gab mir zu verstehen, daß sie mitmachen wollte. Ich riß den Maufer an mich und schwang mich aus dem hohen Sattel des Dhaluls auf den Rücken meines Pferdes. Mit einem Aufwiehern gehorchte Sadha dem Druck meiner Schenkel und stürmte den anderen nach. Wie eine Gazelle streckte sie sich, als ich, fast auf ihre Mähne gebeugt, ihren Namen rief, und sie mich näher und näher zu der voranstürmenden wilden Schar von Reitern trug.

Bald überholte ich die Reiter vor mir und kam Fariß und seinen Begleitern näher und näher.

Die Automobile tauchten jetzt auf einem Höhenzuge vor uns wieder auf, und wir erkannten, daß es zwei Kampfwagen der Kuala waren. Unsere Leute hielten nun an und warteten, bis die Maschinen uns erreicht hatten. Es befanden sich Amir Fuaz mit Mihem und einigen anderen darin. Sie hatten einen Kundschafter der Beni Sakhr in der Nähe ihres Lagers eingefangen. Obwohl der Mann nichts aussagen wollte und Amir Fuaz verhinderte, daß er durch Martern zu einem Geständnis gezwungen wurde, glaubte unser junger Häuptling doch aus dem Auftreten des Spions schließen zu dürfen, daß sich auch der Stamm der Beni Sakhr zum Kampf gegen die Kuala aufgemacht hatte, während auf der anderen Seite die Bischri-Beduinen drohten.

Amir Fuaz ließ daher anordnen, daß ein Drittel unserer Kamelreiter nach Südosten gegen die Beni Sakhr abzubiegen hatte.

Mihem hatte die Führung des Kameltrupps gegen die Bischri übernommen, während Faris mit einem Teil der Leute umkehrte und mit ihnen gegen die Beni Sakhr zog.

Ich schloß mich natürlich Faris an. Ehe wir von den anderen Abschied nahmen, kaufte ich ein wundervolles sechsjähriges Rennkamel, welches ein Kueyli von den Scharrarat erbeutet hatte. Dieses junge Dhalul war ein flüchtiges Tier, eine kleine Falbenstute mit einem Löwentopf und mächtigen Gazellenaugen. Ich hatte mich auf den ersten Blick in das schöne Tier verliebt. Sie war der Stolz ihres Besitzers und kostete mich deshalb auch mehr, als ich je für ein Rennkamel anzulegen gedachte, nämlich fünfundsechzig Goldpfunde, aber sie war es auch wert.

Das schönste und für mich reizvollste an ihr war ihre lange, geradezu vorbildliche Rückenlinie und die hochgezogene Bauchlinie vom Brustbein bis in die Mitte der Hinterschenkel. Diese Rennform gab ihr geräumige Freiheit für unbeschreiblich anmutige Gänge; gleichmäßig und weich; locker und weit ausgreifend. Im Trab sowohl als im Galopp blieb sie unermüdlich, wie ich mich am selben Tage noch persönlich überzeugen durfte. Es war geradezu eine Wonne, das edelgezüchtete Tier reiten zu dürfen. Ich hatte mich nicht in ihr getäuscht. Sie war klein, aber unermüdlich und von größter Ausdauer, obwohl oft überstrapaziert. Trotz ihrer Kleinheit und ihres leichten Baues und ihrer feinen Knochen war sie ein großer Gewichtsträger. An Kraft stand sie selbst den größten und stärksten Rennkamelen nicht nach. Ohne ihre Eleganz und Anmut einzubüßen, hat mich das edle Tier wochenlang auf dem langen Ritt in die Rufud und zurück getragen. Ihr satinweiches Fell verlor nie seinen Glanz, und selbst ihr süßer Atem war mir angenehmer als von irgendeinem anderen Rennkamel, das ich je gekannt habe. Schmal waren ihre Hüften, ihr Hals und ihre Beine; klein, aber fest ihr starker Hocker; weich und zart ihre Stimme — ein leises Rullern oder Schluchzen, aber sonst machte sie sich meist verständlich mit ihren sprechenden Augen oder einem kleinen Stoß ihrer Nase an meiner Schulter oder an meinen Schenkeln. Sie liebte es, sich an mir zu reiben und mit mir zu schäkern, und nachts, wenn sie wiederkäute, schmiegte sie sich und verbog ihren Leib so geschickt, daß ich bequem und geschützt an ihrer warmen Seite mich hinlegen konnte. Sie war prächtig geschirrt: ihr schöner „Schedad“, der alte, silberbeschlagene Akazien-

holzsattel mit den Lederpolstern und drei Schaffellen liegt heute noch in meinem Zimmer, und ich sitze abends darauf und lese oder träume von „Maha“, der flüchtigen Scharrarijeh. An meiner Wand hängt ihr wundervoll erhaltenes Sattelgehänge und die unförmig großen ziegenhärenen Kameltaschen, deren lange Reihen geknüpfter Quasten und geflochtener Fransen bis weit unter den Leib Mahas reichten und zu ihren prächtigen leichten Gängen rhythmisch schaukelten, wenn sie mit mir dahintrabte. Auch ihre „Raschma“ besitze ich noch, den Kopfhalter aus gefärbter zarter Wolle; rot, blau und grün auf schwarzem Untergrunde gewebt. Maha war ein Bild, das mich immer wieder entzückte, so elegant und fremdartig schön, besonders unter ihrem fürstlichen Sattel und den bunten Schabracken.

*

Mit lustigen Rufen und Kamelgesängen ging es im Trabe nach Süden. Man braucht weder Sporen noch Peitsche, um Pferde oder Kamele in Arabien anzutreiben. Der rhythmische aufmunternde Gesang des Kamelreiters, sein fröhliches Jodeln, überhaupt seine helle, melodische Stimme genügen. Es ist nicht das näselnde, einlullende, schläfrige Quäken der Syrer und Ägypter. Der Kamelgesang des Beduinen ist männlich, kühn und klangreich. Die Kamele und auch die Pferde lieben diese Unterhaltung. Stundenlang oft singen diese gesunden Burschen, die reitenden, hageren Männer. Oft schweigen sie aber auch, wenn Hunger, Durst und Staub sie müde macht oder es ratsam ist, Mund und Nase gegen Hitze und Sand zu verhüllen.

Begegnung mit einem Sterbenden

Faris und unsere Schar zogen lustig und guter Dinge dahin. Blau war der Himmel — es grünte die Erde zu unseren Füßen, und die Luft war voll Duft und Sonnenschein. Uferlose Weite — unermessliche Wildnis von einem Horizont zum andern.

Manchmal schien es, als ob wir uns gar nicht dahin bewegten. Standen wir still oder ritten wir im Kreise? Immerzu dieselbe Landschaft und doch nicht ermüdend.

Man konnte nicht genug bekommen von dieser gesunden Bewegung.

Steppe — Wildnis — Wüste — sich hebend und senkend, kaum zu bemerken, was Hügel und was Tal — und das Tal nur ein wenig schimmernd noch vom letzten Regen und einem kräftigeren Hauche frischen Grüns. —

Drei Tage lang . . .

Drei Tage keine Zelte — keine Herden — nur Kies, Steine und Lava — — — Immerzu nur festliche Wildnis und heiterer Himmel.

Am vierten Tage urplötzlich von einer Palfade — wie von einer Klippe am Meer — der Blick auf Wadi Sirhan. Hier unübersehbar breit. Aus Kalkfelsen herausgewachsene kreidefarbene Ufer. Steinigte Ebene — salzige Sümpfe — Sanddünen — graues Gestrüpp — abgeflachte Regel — tiefgefurchte, lehmhaltige Regenflußbetten, Budian genannt, mit schwarzem Geröll bedeckt. — Am nächsten Tage Manku', der alte Wasserplatz der Kuala. Hier zelteten noch einige Hunderte von ihnen im Schatten grauer Hügel.

Die ganze Nacht tränkten die Kuala ihre Herden aus den Brunnenlöchern, unaufhörlich knarrten die kleinen Holzroller in den primitiven Holzgabeln mit den glitschnassen, etwa fünfundzwanzig Meter langen geflochtenen Seilen.

Einige Stunden hinter Manku' betraten wir eine dunkelbraune Hochebene: Bfanta. Noch lagen hier einige niedrige Hügel, von einem feinen Fluge Sand bedeckt, die Überreste des wohl ältesten Gebirges auf der Halbinsel Arabien. Wasserlos, weidelos streckte sich dann fast schwarz und völlig eben die von einem dunklen Rieshagel überstreute Wildnis. Mehr als hundert Kilometer in jeder Richtung. Die sonnige fröhliche Welt schien mit einem Schlag verändert. Verlassen und einsam breitete sich eine vegetationslose Wildnis aus. Düster und unheimlich erst, aber nach einigen Tagen Aufenthalts in

Bsanta lernte ich diese Einöde trotz ihrer Trostlosigkeit und Schwermut lieben. Einsamkeit und Stille wie auf einem verlassenen Planeten waren hier zu finden. Große Säbelantilopen und wilde Strauße flüchteten bei unserem Nahen. Selten fanden wir in Bsanta einen kniehohen Busch oder ein Blatt Grün oder eine Blume. Kein Vogel sang hier — selbst Eidechsen und Schlangen flohen diese Öde. Nur im Sommer gibt es in Bsanta zuweilen — je nach Regen — eine reiche seltsame Ernte: „Samh“, eine kleinblättrige niedrige Krautpflanze, an deren Ästchen kleine Beeren reifen, die rötlichbraune Mannasförrnchen enthalten. Diese werden von den Beduinen gesammelt, geröstet und zu einem dunklen, bitteren Mehle zermahlen. Mit Schafbutter und Datteln geknetet oder in Wasser zu einer Art Grütze gekocht, wird es genießbar.

Unseren Wasservorrat erneuerten wir an den Hausa-Brunnen. Von dort aus stießen wir nach Bir Bair und ins nordwestliche Wadi Sirhan vor, also in das eigentliche Weidegebiet der Beni Sahr. Wir beschlichen überall die verschiedenen Lager unserer Feinde und sandten nach jedem neuen Erkundungsritte je zwei Boten mit frischen Nachrichten zu den Kuala, welche in dieser Zeit ungefähr am Umm Wual zelteten. Das Gesamtergebnis unseres Erkundungsrittes war die beruhigende Feststellung, daß die Beni Sahr ihre Beutezugspläne gegen die Kuala aufgegeben haben mußten.

Faris, „Kommandant unserer Kamelsättel“, wie wir ihn nannten, hatte sich eines Nachts selbst an die Kamele und Zelte seiner Feinde herangeschlichen und ihre Gespräche belauscht.

Und eines Morgens: Die Sonne stand bereits am Horizont, als wir, versteckt hinter Büschen, auf dem mit einer Salzkruste überzogenen Boden im Hinterhalte lagen. Über die Ebene vor uns wanderten lange Reihen lediger Kamele und verteilten sich über die Futtergegend. Hinter ihnen herauf zogen gepackte Tiere und die wandernden Familien der Beni Sahr. Wir hofften, daß sie am Vormittag ihren Lagerplatz aufschlagen würden, damit wir feststellen konnten, ob sich noch ihre kampffähigen Männer bei ihnen befanden. Es war aber bereits später Nachmittag, als wir auf große Entfernung feststellten, daß sie endlich ihre Kamele anhielten. Die Zeltpacken und Stützen flogen auf die Erde, und die Frauen, Kinder und Sklaven schlugen eifrig das neue Lager auf. Jetzt trafen auch viele Reiter auf Pferden und Kamelen ein, die auf der Wanderung die Flanken und den Rücken des Stammes bewachen.

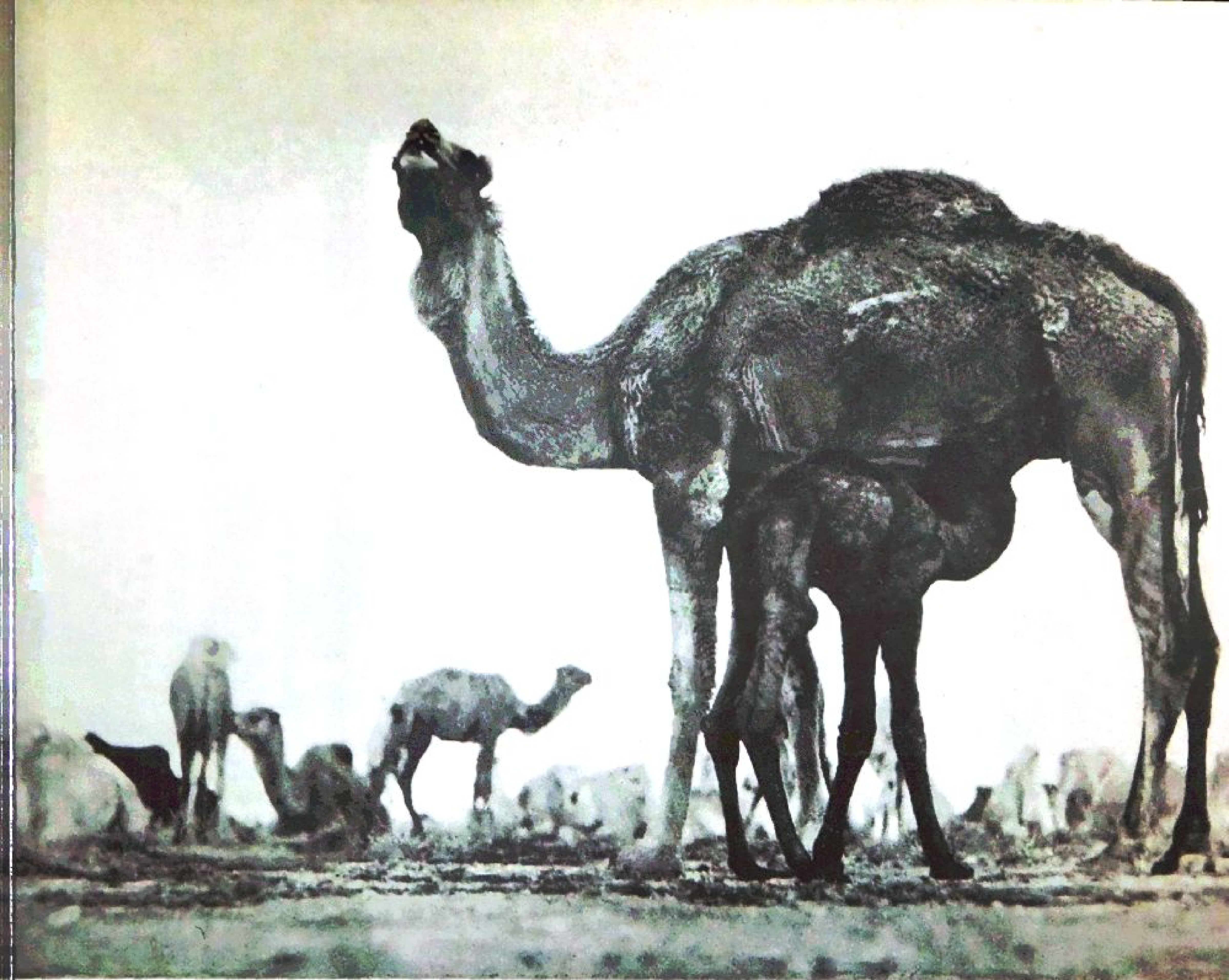
Fast geräuschlos erhoben sich unsere Dhaluls, als wir unser letztes Versteck verließen. Weit ausgreifend trabten unsere Tiere hinter der Kamelstute von



Mnabi, der Oberste der Sklaven und Führer der Leibwache von Amir Fuas



Neugierige, stelzbeinige Kamelfohlen



Mutter und Kind im unendlichen Raum der Wildnis



Der Wächter des Lagers: Bewaffneter Krieger auf seinem reich geschmückten Reittamel

Faris. Sie war tragend und bereits den ganzen Tag unruhig gewesen. Jetzt auf einmal weigerte sie sich weiterzugehen und legte sich hin. Das konnte für uns gefährlich werden, denn Rundschafter umstreiften fortwährend die Nähe des Beduinenlagers. Außerdem war der Platz, wo das Kamel sich niedergelassen hatte, wie geschaffen für einen Hinterhalt gegen uns. Weiße Kalkfelsen schlossen uns auf einer Seite ein — das übrige Gelände bestand aus schwarzglänzendem Steingeröll und niedrigen buschbestandenen Lehmhaufen.

Faris stieg ab und wir halfen ihm Sattel und Ausrüstung herunterzunehmen, als es unzweifelhaft war, daß sein Dhalul fehlen würde. Das Tier legte sich zur Seite, und Faris sah uns alle mit gesenkten Blicken an. Er erwartete unsere Vorwürfe, doch wir lachten nur über sein Mißgeschick. Kein böses Wort, kein Fluchen, kein Verdammen des unschuldigen „Biests“, nur Ruhe und Gelassenheit, welche ich an den Beduinen immer wieder bewundern muß. Faris streichelte zärtlich sein geliebtes Dhalul, und er und einer seiner Sklaven halfen, während ich den Kopf des Tieres festhielt, bei der Geburt des „kleinen“ Kamelkälbchens, das bereits so groß wie ein erwachsener Mensch war. Erst glaubte ich, daß es totgeboren sei, aber nachdem die Mutter es eine Zeitlang abgeleckt hatte, gab es Lebenszeichen von sich. In der Nacht vermochte das junge Kamel endlich auf den Beinen zu stehen. Man ließ es saugen, aber gegen Morgen wurde es getötet und abseits geschafft. Die arme Mutter klagte und stöhnte laut nach ihrem Kinde. Als aber Faris zu ihr zurückkam, wurde sie ruhig. Sie beschnupperte seinen Arm und seine Schulter immerzu und witterte in der Luft. Ich wurde neugierig und ging hinzu. Faris hatte sich ein Stück Fell des getöteten Fohlens auf den Armel und auf die Schulter seines Hirtenmantels genäht und ließ die Stute daran Witterung nehmen. Am Vormittag, ehe wir wegritten, erlaubte die Stute, gemolken zu werden. Das traurige Tier wimmerte noch manchmal, aber es ließ sich sofort wieder beruhigen, wenn Faris ihr seinen Arm hinreichte oder sich mit seinem Rücken an ihre Nüstern drückte.

Gegen Mittag ritten wir endlich weiter.

Unsere Rundschafter ritten voraus und hielten Ausschau.

Einen Abhang umkreisten Nasvögel mit bedächtigem Flügelschlag. Beim Näherkommen fanden wir einen zertrampelten Platz und den Leichnam eines Beduinen und seines Reittkamels. Nicht ein Kleidungsstück und auch kein Sattel oder Zaum war zu finden, um auf den Ursprung und den Stamm dieses Mannes schließen zu können.

Einer unserer Kundschafter kehrte gerade zurück und meldete, daß vorne Kamele weideten und daß die Beni Sakhr bewaffnete Wächter mit ihren Hirten ausgesandt hatten. Wir hielten jetzt dicht zusammen.

Plötzlich tauchte vor uns eine Reihe von Männern auf. Sie lagen auf einer Anhöhe hinter einem Busch mit ihren Gewehren im Anschlag und riefen uns zu:

„He, ihr Kamelreiter!“

„Freunde“, antwortete Faris, als wir anhielten, aber schon krachten Schüsse, und Kugeln pfften über unsere Köpfe hinweg. Faris lachte:

„Beni Sakhr“, rief er, „hier stehen Kuala. Hier steht Faris ibn Raif. Frieden! Frieden mit euch!“

Aber die Leute trauten uns nicht. Es mußte ihnen äußerst verdächtig vorkommen, daß sich ein Ghazu der Kuala in dieser entfernten Gegend aufhielt. Sie erwiderten auch den Gruß des Friedens nicht.

„Tötet sie, tötet sie!“ rief es aus vielen Kehlen rings um uns herum. Von überall schienen neue Gegner eingetroffen zu sein. Sie hatten gewiß ihre Pferde im Hinterhalt liegen und waren geduckt herangeschlichen. Sie hatten ihre Gewehrläufe auf uns gerichtet, aber niemand wagte sich aus den Büschen und hinter den Sandhaufen hervor.

Jetzt endlich, als bereits das „Tötet sie!“ recht gefährlich klang und wiederholt Schüsse krachten und wir uns vergeblich in dem Stimmengewirr verständlich zu machen versuchten, trat ein Mann aus seinem Versteck hervor und rief:

„Faris ibn Raif!“

Unser Führer glitt von seinem Dhalul und antwortete laut und freudig:

„Jirad ibn Jenejb!“

Es war einer der Beni Sakhr Schenkhs, ein alter Bekannter von Faris.

Im Nu hatten die Beni Sakhr ihre Verstecke aufgegeben und uns umringt. Von allen Seiten von Frägern bestürmt, führte man uns nach ihrem einige Reitstunden entfernten Lager.

Auf dem Wege dahin erzählte ihnen Faris von dem gefangenen Kundschafter ihres Stammes und von unserem friedlichen Erkundungszug in ihr Weidengebiet. Ibn Jenejb versicherte immer wieder, daß die Beni Sakhr in tiefstem Frieden mit den Kuala lebten und daß der gefangene Spion ein Räuber und Ausgestoßener ihres Stammes sein mußte, der auf eigene Faust die Kuala bestehlen wollte.

Ibn Jenejb ließ, als wir bei ihm eingekehrt waren, vor unseren Augen ein

Kamel töten. Einer von seinen Sklaven fing das Blut in einer Schüssel auf. Dann riß der Mann ein Büschel Gras aus der Erde, tauchte es in das Blut und bestrich damit die Hälse und Flanken unserer Kamele. Es war das Stammeszeichen der Beni Sakhr, welches unseren Reittkamelen aufgemalt wurde. Es sollte uns sozusagen auf der Weiterreise als Ausweis dienen, daß wir auch weiterhin unter dem Schutze Ibn Jeneys stand.

Eine kleine Abteilung der Beni Sakhr befand sich noch auf der Verfolgung von Beduinen, die aus dem Lavagebiet im Nordwesten in das Wadi Sirhan eingebrochen waren und gestern die Hirten der Beni Sakhr überfallen hatten, um eine Herde von Kamelen wegzutreiben.

Die Gegner verloren einen Toten, dessen Leichnam wir gefunden hatten, und die Beni Sakhr beklagten zwei Verwundete. Ich besuchte diese beiden und fand, daß einer von ihnen mit zwei schrecklichen Schüssen in der Brust und im Unterleib im Sterben lag.

Ich versuchte mein Bestes, den Mann zu retten, denn ich hatte mein Operationsbesteck, Morphinum und Verbandzeug bei mir, aber in diesem Falle kam meine Hilfe zu spät. Ich vermochte ihm nur seine letzten Stunden zu erleichtern und seine großen Schmerzen zu lindern.

Wenige Schritte vom Lagerfeuer entfernt legten ihn später seine Freunde im Zelte ibn Jeneys nieder. Der Mann konnte nicht älter als vierzig Jahre sein. Ein Sklave führte sein schönes Reittkamel herbei. Es war rührend zu beobachten, wie das intelligente Tier das Ende seines Herrn zu ahnen schien. Es liebkoste ihn wiederholt und drehte sich mit großen ängstlichen Augen im Kreise herum, wobei es die fremden Menschen mit seinen geschlippten Lippen und seinen weichen seidigen Mästern berührte.

Der Verwundete sprach gerade mit ibn Jeneys, seinem Häuptling, als ihn ein starker Blutsturz überwältigte.

Als er wieder zu sich kam, lispelte er ein paar Worte dem Sklaven zu, und ehe ich noch recht begriff, was geschah, hatte der Schwarze den Kopf seiner Kamelstute zurückgebogen und tötete sie mit einem blitzschnellen Dolchstoß in die Halsschlagader.

Sofort begannen die anderen Sklaven das Tier zu enthäuten und breiteten das große Fell vor dem Zelte aus. Dann entkleideten sie den Sterbenden und legten ihn auf die blutige warme Haut. Es war tatsächlich sein letzter Wunsch gewesen, in das Fell des geliebten Dhaluls gehüllt begraben zu werden. Sichtbar war er glücklich über die Erfüllung seiner heidnischen Idee, während

ich nicht der einzige war, der den zwecklosen Tod des wunderschönen Tieres bedauerte.

Als der Mann gegen Abend seinen Geist aushauchte, standen vier oder fünf Freunde — einer nach dem andern — auf und berührten die Stirn des Leblosen mit ihren Fingerspitzen. Schließlich rief ihn Jenehb, der neben ihm kauerte und dessen Hand eine Weile in der linken Achselhöhle des Toten geruht hatte:

„Wahrhaftig, er ist kalt!“ Hastig stand er dann auf, schlug die feuchte, blutige Decke über der Leiche zusammen und befahl seinen Sklaven, den Verstorbenen in den Sand einzuscharren. Ohne Zeremonie oder jede Rührung trug man ihn hinaus und übergab ihn dem Schoße der Erde.

Nach unserem Abschied von den Beni Sahr zogen wir in langsamen Märschen nach dem hügeligen, wildreichen Gelände von Bir Hausa zurück.

Kamelreiter tränkten eine Herde an den Brunnen. Es waren Scharrarat, Freunde der Kuala, wie sich glücklicherweise herausstellte. Sie halfen uns Wasser schöpfen aus den etwa fünfzehn Meter tiefen Löchern; und am Abend, als wir uns mit den fremden Hirten in die schützenden Hügel zurückgezogen hatten, lagerten wir in einer felsigen Mulde und stellten Wachtposten auf den schwarzen Zinnen des Berges aus. Die Sterne funkelten auf uns herab, als wir unser Abendbrot verzehrten. Es bestand aus dem gerösteten, zarten Fleisch eines Kamelfohlens und knusprigen Brotfladen. Dazu gab es frische Milch und den üblichen „Nachtisch“ von Datteln mit saurer Schafbutter. Nach Mitternacht rollten wir uns in die Mäntel und legten die schußbereiten Karabiner unter die Köpfe. So unbesorgt durfte man den Scharrarat nicht trauen, obwohl wir mit ihnen gespeist und getrunken hatten und sie unter „der Ferse“ Nuri Scha'lans lebten. Die Nacht verlief aber ruhig, und am Morgen nahmen wir Abschied voneinander, nachdem wir uns noch mit allerhand kleinen Geschenken bedacht hatten.

Panther- und Straußenjagd

Einige Tage hielten wir uns im Gebiet der vulkanischen Tafelberge des Jabal Tubayf auf. Ringsum hoben sich jäh ansteigende, einige hundert Meter hohe gespaltene Wände und Zinnen über die mit blumiger Weide bedeckte Ebene und die mit schwarzen Lavafelsen bestreuten Täler. Eine wilde, schöne Gegend, belebt von Gazellen und wilden Hühnern.

Faris nahm mich mit, um Steinböcke und Panther zu schießen. Dabei entdeckten wir in einer Senke drei versteckte Zelte. Sie gehörten einer Familie der Sulkan (Plural von Slenb). Das sind nomadisierende Jäger und Handwerker. Im landesüblichen Sinne ähneln sie den Zigeunern. Wie jene doktern sie an Menschen und Vieh herum, lieben Musik, Wahrsagen und haben eine Vorliebe für abergläubische und okkulte Dinge.

Als Jäger, Spurensucher und Kundschafter übertreffen die Sulkan die Beduinen und kennen die Wüste besser als irgendein anderer Nomade. Manche geheime Wasserstelle ist nur den Sulkan bekannt. Woher sie kommen, weiß niemand. Das Oberhaupt dieser kleinen Sippe war ein junger Mann: Kalib welde Tulihan. Kalib befand sich mit Frau und Kindern sowie zwei Brüdern und ihren Familien auf dem Wege zu den Kuala (achthundert Kilometer machen diesen Leuten nichts aus! —). Die Sulkan zahlen den „Schutzpreis“ an die Kuala und andere arabische Beduinenstämme. Dafür ernennt jeder Beduinenstamm einen „Bruder“, der die Interessen der Sulkan vertritt. Kalib mußte nun seinen Bruder unter den Kuala, einen Aschaji'a Ruenli, auffuchen, um dreißig Kamele zu fordern, welche unbekannte Kuala in der Rufudwüste seiner kleinen Sippe abgenommen hatten.

Eins von den Zelten dieser arabischen Zigeuner bestand aus zusammengeähten Gazellenhäuten. Statt Zeltplöcken benutzten sie die Hörner der Dryrantilope. Ich beobachtete, daß diese Leute keine Holzgefäße gebrauchen, alles waren Lederbehälter. Statt Decken und Polstern benutzten sie die Häute von Eseln, Straußen, Panthern und Antilopen; auch ihre Kleidung, außer dem Hirtenmantel, bestand aus Fellen und Häuten.

Faris lud Kalib ein, uns in die Rufud zu führen. Er versprach ihm, seine dreißig Kamele aufzufinden, wenn wir zu den Kuala zurückkehrten. Kalibs Familie sollte inzwischen nach Norden wandern.

Wir nahmen Abschied von dieser wilden Gegend des Jabal Tubayf.

Kalib führte uns einige Tage durch die Ebene, von einem Horizont zum andern.

Als wir ein Wadi erreichten, wies uns Kalib auf die frische Fährte eines Panthers. Wir folgten den Spuren einige Zeit zu Pferde und hatten unsere Kamele unter Aufsicht an einer anderen Stelle im trockenen Flußbett zurückgelassen, als plötzlich unsere Stuten schnauften. Erschrocken bliesen sie durch ihre weitgeöffneten Nüstern. Sie witterten bereits das Raubtier. Wir stiegen ab und pirschten uns zu Fuß näher an eine Böschung des Wadis, wo Kalib das Versteck des Panthers vermutete. Statt dessen fanden wir aber nur neue Spuren. Der Sleyb stellte fest, daß hier eine Gazelle zerrissen und weggeschleppt worden war. Nun hieß es ganz vorsichtig sein. Wir verteilten uns daher im Wadi und gingen einzeln weiter. An einer zerklüfteten Wand, von der Sonne beleuchtet, keine fünfzig Schritt entfernt, sah ich zwei junge Pantherkätzchen miteinander spielen. Um sie herum lagen die Reste ihres letzten Mahles: zersplitterte Knochen und zerzauste Stücke eines Gazellenfelles.

Halb im Schatten, Rute und Rücken nur teilweise sichtbar, lag die Mutter ausgestreckt. Ich winkte Faris und Mnahi. Wir betrachteten für eine Weile das seltene Spiel. Kalib lag irgendwo in der Nähe. Wir schauten vergebens nach ihm aus. Rufen durften wir ja nicht.

Faris schob sein Gewehr vor und gab mir zu verstehen, daß er die Alte aufs Korn nehmen wollte, um dann vielleicht die Jungen lebendig einzufangen. Plötzlich aber krachten seitlich von uns zwei Schüsse. Ihr Echo brach sich im Wadi. Das niedliche Spiel der kleinen Räuber hatte jäh geendet. Zuckend und blutend lagen die Kätzchen auf dem harten Kies. Die Panthermutter, aus ihrem Schlafe geweckt, war mit einem Satz aus ihrer ruhenden Lage in die Höhe geschneilt und warf sich über ihre Jungen. Im nächsten Augenblick hatte sie eins der sterbenden Kinder in ihren Lefzen gefaßt, um mit ihm zu verschwinden. Da feuerte Mnahi, der bisher ruhig zugeschaut hatte. Die große Kaze überschlug sich und blieb auf der Stelle liegen. Sand und Steine rieselten herab. Das Tier rührte sich nicht mehr, es schien tatsächlich tot zu sein. Jetzt riefen wir nach Kalib. Er tauchte auf und entschuldigte sich, daß er die Alte von seinem Standorte aus nicht hätte sehen können und statt dessen die beiden jungen Panther erlegt hatte.

„Tochter des Schrecklichen!“ nannte er sie. Die tödliche Kugel stak ihr im Rachen. Sie war eine wehrhafte Kaze. Ihre kleinen, aber starken Pranken trugen fingerlange Waffen, womit sie mancher Antilope und Gazelle die

Halsschlagader zerrissen und so mancher Ziege das Rückgrat zerschmettert haben mochte.

Kalib stieß ihr sein langes Messer in den Leib und schnitt Kehle und Läufe durch. Den abgeschnittenen Kopf und die Pranken schleuderte er mir als Andenken zu. Dann öffnete er den Leib und die Brust des Panthers und riß das Herz heraus. Mit tierischer Wollust biß er in den blutigen Muskel und saugte seinen Mund voll mit dem Lebenssaft des Panthers. Er glaubte, daß ihm das „Tiger“-Blut noch größere Kühnheit und Stärke verleihen würde!

Als wir weiterritten, entdeckte Kalib die Abdrücke der großen Füße oder vielmehr der großen Zehenpaare eines „Ohrenlosen“, wie der Beduine den wilden Strauß nennt. Wir folgten der deutlichen Spur, bis wir in großer Entfernung den weidenden Vogel im Zeiß vor uns sahen. Vorsichtig pirschten wir uns heran, etwa drei Kilometer in ebensoviel Stunden — und warteten, bis er ein Sandbad genommen hatte. Bald darauf gesellte sich ein zweiter Vogel zu dem ersten. Er hatte sich plötzlich irgendwo in dessen Nähe von der Erde erhoben. Ein deutliches Zeichen, daß es brütende Strauße waren, deren Nest ganz in der Nähe sein mußte.

Während der heißen Mittagszeit ruhten sich die beiden Tiere aus und weideten dann wieder bis gegen Abend. Einige Male entchwanden sie unseren Augen, aber Kalib wußte aus Erfahrung, daß sich das Nest unweit jener Stelle befand, wo der zweite Strauß so unerwartet aufgetaucht war. Und richtig, ehe die Sonne unterging, traf das Pärchen wieder ein und ließ sich an dem beobachteten Platz nieder.

Faris, Mnahi und ich näherten uns gegen Abend vorsichtig dem Neste. Kalib war bei unseren Pferden geblieben und hatte uns genaue Verhaltensmaßregeln und Ratschläge erteilt. Wir schlichen uns bis auf fünfzig Schritte an die ruhenden Vögel heran. Dort versteckten wir uns.

Als die Sonne unterging, vermochte ich genau den männlichen und den weiblichen Vogel zu unterscheiden, aber durch eine kleine Bewegung verriet ich mich. Die beiden Strauße sprangen sofort auf und rasten mit zitternden Schwingen umher. Die Henne flüchtete zuerst mit sieben borstigen, kleinen Jungen. Der große Strauß lief schützend hinterdrein. Die Rücken rannten hin und her. Faris fing drei von ihnen, umwickelte ihnen sofort ihre langen Beine mit Lederriemen und nahm sie in Verwahrung.

Inzwischen war Kalib mit den Stuten eingetroffen. Er warnte uns, die Strauße zu hegen; sie gehen sonst in voller Flucht davon. Es ist dann selbst

mit den besten Pferden unmöglich, die großen Vögel einzuholen. Regt man sie dagegen wenig auf, so rennen die Tiere im Kreise umher und kehren zu ihren Rücken zurück.

Faris wollte nur den männlichen Strauß erlegen. Anfangs lief dieser schützend hinter seiner Henne und den Jungen einher, blickte sich öfters ängstlich um und ruderte wild mit den Flügeln. Als aber Faris die flüchtenden Vögel auf seinem Pferde verfolgte, ließ der Straußenhahn seine Familie im Stich, um seine Flucht allein fortzusetzen. Bald geradeaus, bald in plötzlichen Wendungen. Die Straußenhenne kehrte in einem großen Bogen fast bis zu dem Neste zurück. Auf das Rufen der Mutter antworteten die versteckten Hühnchen und ließen sich vorsichtig von ihr wegtreiben.

Inzwischen hatten auch Kalib, Mnahi und ich unsere Pferde bestiegen.

Nach etwa einer Viertelstunde kamen wir dem männlichen Strauß so nahe, daß wir ihn auf Faris abzulenken vermochten. Der junge Beduine warf sich in vollem Galopp von seinem Pferde, welches noch ein Stück weiterlief und dann stehenblieb. In kniender Stellung zielte Faris einen Augenblick und riß dann zweimal durch. Als die Schüsse hinauspeitschten, überschlug sich der prächtige Vogel und blieb flatternd auf der Seite liegen. Faris sprang auf, ließ den Mäuser und seinen Hirtenmantel fallen und rannte auf den Strauß zu, der im Todeskampfe um sich schlug. Im Nu hatte Faris sein Gürtelmesser herausgezogen und stieß es dem wilden Vogel am Brustbein in die Gurgel. Dann bog er die schweren Flügel zurück und pflückte sich die weißen, etwa einen Fuß langen Federn.

Kalib, der inzwischen auch eingetroffen war, betrachtete sich die Beute, zog mit seinem Dolche den Balg samt den Federn herunter; brach den Vogel auf und schnitt sich mit Kennerblick die besten Stücke aus der Brust. Das geröstete Fleisch schmeckte wie fettes Trappenfleisch und war auch zart genug. Am besten mundete mir aber die Leber und das kleine Herz.

Am Neste schauten wir erst vergebens nach den drei Straußenküken aus und wollten bereits das Suchen aufgeben, als Kalib die kleinen Vögel, im Sande halb verdeckt und mäuschenstill, vorfand. Faris steckte die jungen Strauße in seine Kamelsatteltasche und fütterte die Hühnchen auf unserer langen Reise mit frischen Knospen und Trieben und vor allem mit Raupen. Anfangs scheu und wild, zähmte der große Hunger die kleinen Strauße bereits am zweiten Tage. Nachdem weniger als eine Woche vergangen war, fraßen sie ohne Argwohn aus unseren Händen.



„Tochter des Schrecklichen“: Der erlegte Panther mit den Jungen



Wir reiten in die Ferne: Kuala mit Rennkamelen unterwegs in der Hatta-(Feuerstein-)Wüste



Aufbruch zu einem Beutezug



Sandsturm in der Nufud-Wüste

Am Rande der unheimlichen Wüste Rufud

Won der Nähe des Schedad Umm-Kur genoss ich meinen ersten Blick auf die unübersehbare Dünenwelt der Rufud.

Welch ein Eindruck! Die Wogen der roten Wüste hoben und senkten sich alle in derselben Höhe schier ins Unendliche. Ihre halbmondförmigen Kämme und gewundenen Gipfel, ein Spiel von Licht und Schatten; scharlachrote dunkle Flächen neben leuchtenden, von der Sonne entzündeten Flanken. In den zwanzig bis fünfzig Meter tiefen Schluchten zwischen den roten Wänden ein Schimmern von Silber und Grün: verstreute niedrige Büsche und aufrechte Bäumchen. Milchweiße Stämme und zur Erde geneigte elastische Zweige mit gefiederten Ästchen und grau-grünen Nadeln.

Ich hielt den Atem an. Ich war von grenzenlosem Staunen erschüttert.

Maha trat mit lautlosen Schritten unter den ersten Strauch, streckte ihren schlanken, schönen Hals und rupfte die jungen gelblichen Triebe und frischen grünen Nadeln der „Ghada“, einer Tamariskenart, mit sichtlichem Vergnügen.

Soweit die Sanddünen der Rufud rollten, breitete sich der Segen der Ghada für Kamele und Menschen. Seine Wurzeln ankerten tief in der roten Flut des absolut reinen Quarzsandes und verschmähten anderen Wüstenboden. Maha kannte die Rufud. Sie folgte den sich windenden Böschungen, welche wie in einem Wogentale von Senke zur Höhe und an Abgründen vorbei zum nächsten Hange führten. Kein gerader Kurs wie in der Hamad oder Harra. In endlosen Spiralen und Schnörkeln schlängelten wir uns entlang, hinauf und hinab. Dann wieder einmal über eine flache, kleine Ebene, die aber stets in einer Dünenung endete und dahinter stets in eine Mulde oder in einen steilen Krater führte. Eine seltsame Formation. Ganz anders, als ich es von den Sanddünen der Sahara in Nordafrika gewohnt war. Man war manchmal versucht, über ein Stück glatten festen Boden eine kleine Anhöhe losen unvermischten Sandes mit einem einzigen Anlauf zu nehmen, aber Maha wußte es besser! Sie kannte diese trügerischen Dünen und ließ sich nicht antreiben. Gefährlich waren die sandigen Schwellungen und ihr nachgiebiger Rand, der so unschuldig aussah. Jäh stürzte meist der niedrige Wall auf der anderen Seite in einen steilen Abgrund hinab. Manchmal brauchten wir über eine halbe Stunde, um von einer Sanddüne entlang die andere zu erreichen. Unsere

kleine Gruppe von Kamelreitern versuchte zusammenzubleiben, aber vielleicht waren es die Kamele selbst, die zusammenblieben, denn Faris hatte mich völlig der Führung Mahas überlassen. Sie hatte jedes Jahr einige Monate in der Nufud verbracht. Sie wußte instinktiv, so schien es mir, die gefährlichen Stellen voraus zu erkennen.

Dieser Ritt in die Nufud ist eine unvergeßliche Erinnerung.

Plötzlich hatte sich ihre gerötete Stirn drohend vor uns aus der weiten Ebene aufgerectt.

Ich möchte aber nicht verhehlen, daß eine Durchquerung, besonders von hier aus nach dem fünfhundert Kilometer entfernten Osten, ungeheuer anstrengend gewesen wäre. In der Stunde fünf Kilometer zurückzulegen und davon nur etwa zwei Kilometer in Luftlinie berechnet, war eine gute Leistung unserer Kamele. Ich äußerte zwar den Wunsch einer Nufuddurchquerung, doch Faris meinte, daß wir in keiner Weise dazu vorbereitet wären. Er führte uns immerhin einige Tage in südöstlicher Richtung in die Nufud hinein. Es waren eigentlich nur Ausläufer dieser großen Sandwüste, die sich wie große Zungen in die westliche Ebene Arabiens streckten. Zeitweise ging es durch hohe Sanddünen, dann wieder einen Tag über flache Hochebene. Wir umgingen verwitterte Sandsteinrücken und ritten schließlich über tiefer gelegene Senken mit ausgetrockneten Regentümpeln in die wirkliche Nufud zurück. Hier erreichten wir den südlichsten Punkt unserer Reise. Faris sagte, daß wir in anderthalb Tagen in Teyma sein könnten. Wir waren demnach von dieser berühmten Dase nicht mehr als achtzig Kilometer entfernt.

Friedlich ging es höhenauf und dünenab, wie über die Höcker einer lagernden Menge rötlicher Kamele. Manchmal mußten unsere ängstlichen Tiere vorsichtig geführt werden. Da hieß es sogar, die Sandalen und Schuhe ausziehen und nebenher laufen oder Stufen am Steilrande stampfen oder mit den Händen und Füßen ausschaufeln.

Ein Glück, daß wir Dhaluls ritten, die von Jugend auf an die Nufud gewöhnt waren. Kamele aus der Feuersteinwüste und aus den Lavagebieten weigern sich standhaft, das ungewohnte Sandland zu betreten.

Die Wangen der Dünen waren vollgesogen von Sonnenschein und glühten im Nachmittagsrot. Sie glänzten, wie mit purpurner glatter Seide überzogen. Waren es jungfräuliche Dünen, die noch nie eines Menschen Fuß betrat? Die vielleicht nur die unschuldigen Füßchen der kleinen Gazellen kannten? Die nordwestliche Nufud scheint im Frühjahr sehr wildreich zu sein. Wilde

Strauße brüten im weichen Sande und ziehen von hier aus mit ihren Rücken in die weiten Ebenen im Norden. Der Panther beschleicht in den Büschen Gazellen und Antilopen, welche in der Rufud ihre Jungen zur Welt bringen. Auf der anderen Seite dieses breiten Ausläufers der Rufud liegt Jabal Lawil, wo noch Steinböcke und Adler vorkommen, die im Frühjahr ihre Ausflüge bis in die rote Sandwüste ausdehnen.

Unter einem weitentfernten Ghadabusch fiel mir eine Bewegung auf. Ich ließ meine Kamelstute halten und betrachtete mit meinem Feldstecher den verdächtigen Gegenstand. Ein reizendes Bild offenbarte sich mir. Ein Rudel schneeweißer Rim-Gazellen mit ihren niedlichen Füßchen im scharlachroten Sande äste unter silbergrünen Büschen frischer Triebe, unter überhängenden Zweigen. Nahebei bemerkte ich nach schärferem und längerem Hinsehen noch mehrere andere Gruppen von Gazellen. Manche schlummerten, andere schnupperten sich an oder hakelten mit ihren Köpfen und Hörnern aneinander. Mnahi zog bereits sein Gewehr aus der Satteltasche, denn er war meinen Blicken gefolgt und hatte das Wild ebenfalls entdeckt. Für dieses eine Mal bat ich ihn, mir zuliebe diese schönen Tiere zu schonen.

Mnahi war vernünftig. Er winkte Faris und den andern Leuten. Sie bogen zwischen zwei Dünen in eine Mulde hinab, während ich noch eine Weile den Anblick der lieblichen Geschöpfe genoß. Sie löschen ihren Durst nur vom Tau, der am Morgen die Blumen und Blätter benetzt, sagen die Beduinen.

Ich sollte in dieser Stunde andächtiger Betrachtungen noch köstlicher belohnt werden. Irgendeine Bewegung oder ein verdächtiger Laut mußte die weißen Gazellen auf dem rötlichen Sande aufgeschreckt haben. Sie standen plötzlich aufrecht und in mehreren Gruppen mit lauschenden Ohren und blickten nach Westen. Über einen Hang zog auf einmal mit langsamen, aber weitausgreifenden Schritten ein Rudel von elf wilden Straußen vorüber. Es waren drei Straußenhähne mit acht Hennen. Prächtigt seltene Tiere. Ein Gazellenbock lief ihnen neugierig nach, aber sie fielen in einen langgezogenen Trab und verschwanden in dem Labyrinth der vielen Sanddünen.

Als ich den Spuren meiner Kameraden folgte, kreuzte ein Fuchs meinen Weg, und aus den Akazienbüschen flogen eine Menge Raben auf.

Die Sonne war bereits im Untergehen begriffen, und die trockene Luft und der Sand kühlten schnell ab. Vor mir leuchteten rotgolden die Gipfel der Sandwogen und warfen tiefe Schatten nach Osten. Das Angesicht der Wildnis hüllte sich in violette Schleier. Ein wundervolles Schweigen entstieg der Rufud.

Es dämmerte kurz — Stimmen der Nacht trug der flatternde Wind mir zu. Faris suchte mich. Ich antwortete ihm. Wir ritten zusammen in eine geschützte Mulde zwischen den hohen Rändern einer Düne.

„Laßt uns das Fasten brechen!“ meinte er und zog den Wasserschlauch und den schweren Sattel vom Rücken seines Dhaluls. Die Mulde bildete eine ausgezeichnete Kamelhege und für uns einen idealen Lagerplatz. Das Ghadaf Feuer war angezündet. Es wärmte unglaublich schnell und brannte ohne Rauch. Die Männer legten Wurzeln und armstarke Stöcke in die farblose Flamme. Inzwischen knetete einer den Teig. Als wir einen Haufen glühender Asche beisammen hatten, wurde das eiserne Backschild über das Feuer gestülpt. Zu den frischen Brotfladen schmeckten unsere Datteln, der Honig und harter Kamelkäse gar köstlich.

Faris stellte auf zwei hohen Sandhügeln Beobachter aus. Eine Wache davon hatte ich zu übernehmen.

Eine strahlende stille Nacht hatte sich über die Erde gesenkt. Die sternensbeleuchteten Sanddünen glitzerten. Die Luft schimmerte silberviolett. Es war bezaubernd schön.

Die absolute Stille war das wundervollste Erlebnis jener Stunde. Nicht die phantastische nächtliche Landschaft, nicht die magische Beleuchtung des sternensbesäten Himmels und das Licht, welches die Sanddünen zurückwarfen — nicht das besondere Wunder der Milchstraße in ihrem märchenhaften Perlenglanze . . .

Die Stille war es, die ich stundenlang ungestört auf mich einwirken lassen durfte.

Der Sandsturm

Wls wir die Rufud verließen und nach dem etwa zweihundertvierzig Kilometer entfernten Jabal Tawil ritten, fing es an, sanft über uns herniederzurieseln. Ein Regenbogen reckte sich dabei wie ein funkelndes Reiterschwert über die Sandwogen, und ferner Donner rumpelte dazu.

„O Mächtiger!“ rief Faris aus. „Gesegneter Laut, der uns Weide verheißt!“ Und die Wolken ließen sich nieder. Ihre grauen Schleppen berührten den Saum der Dünen. Grelle Blitze spalteten die durchsichtigen Gewebe. Donnerschläge rollten darüber und erschütterten die Luft. Feiner Hagel prasselte um uns herum. Die Wolke war geborsten! Ihr Regen rauschte knisternd über den Sand. Die durchnästen Felle unserer Kamele kräuselten sich, und wir triefen, wie aus dem Wasser gezogen. Ein lauer Wind strich über uns und trocknete Tiere und Menschen. Bald kam auch die Sonne wieder und leckte die Feuchtigkeit von den tropfenden Büschen und den nassen Dünen.

Am Nachmittag bezeugte nur noch das dunklere Rot der Dünen, daß es geregnet hatte.

Zwei Tage später traf uns ein heißer Hauch. Wir waren in die Ebenen hinabgestiegen. Der Wind peitschte dicke Sandwolken vor sich her.

Den ersten Tag hielten wir es noch aus. Aber mit unverminderter Kraft und Ausdauer hielt der Wind an und wuchs am zweiten Tage zu einem Sandsturm, in welchem man sich kaum noch im Sattel zu halten vermochte. Ich riet meinen Freunden, daß wir uns nach der Rufud durchschlagen sollten, um dort in einer tieferen Senke das Ende des Sturmes abzuwarten. Im roten Sande ist man völlig geschützt. Er ist im Verhältnis zu seiner Feinheit viel schwerer als gelber und weißer Sand und nach ausreichendem Winterregen mit mehr oder weniger Vegetation bedeckt.

Meine Freunde meinten aber, daß nun die Kraft des Sturmes gebrochen sei. Länger als zwei Tage könnte er unmöglich anhalten. Wir setzten daher unseren Ritt fort und hofften, daß am Morgen die Sonne wieder über einer stillen Ebene strahlen würde. Aber auch am dritten Tage dasselbe Schauspiel: Sand, Wolken, heulender Sturm, und keine zehn Schritte Sicht.

Die Hitze war erträglich, aber der Staub reizte unsere Nerven, und der Schweiß lief fortwährend aus allen Poren und konnte in der Schwüle nicht verdunsten. So etwas war ich von Arabien nicht gewohnt. Auch in der größten Hitze

herrschte sonst völlige Trockenheit, und auch im Winter, nach Regen und Gewitter, blieb die Luft erfrischend.

Gegen Morgen und Abend piff der Wind eisig über unsere feuchten Körper und durchschauerte uns mit Schüttelfrost und Fieber. Die Kamele stolperten nur noch mit äußerster Anstrengung vorwärts. Sie stöhnten und klagten.

Hände und Gesicht waren aufgesprungen. Selbst die Zunge schmerzte, obwohl wir keinen Mangel an Wasser litten. Der feine weiße Sand drang überall ein — unter die Kleider — in Nase — Ohren und Augen — bedeckte die Haare, die Lippen wurden spröde — die Augen, der Hals und Gaumen glühten vor Entzündung und Schmerzen — der Atem keuchte — das Blut hämmerte schwer im Herzen und in den Schläfen.

Einer von unseren Sklaven brach schon am zweiten Tage vor Entkräftung zusammen, und die meisten Tiere schleppten sich nur noch gewaltsam vorwärts.

Faris hatte seine Not mit den jungen Straußen und ihrer Ernährung. Er fand aber immer wieder etwas: Raupen, Käfer, frisches Gras, junge Triebe, eine Eidechse, Trappeneier. Von seinem Dhalul, einem Milchcamel, zapfte er täglich mehrere Male ein paar Striche Milch in die trocknen Kehlen der kleinen Küken. Trotz seiner vielen Mühe verlor er infolge des Unwetters eins von den jungen Tieren.

Am dritten Tage erkrankte Faris ganz plötzlich. Erst trat Erbrechen auf, dann Fieber und Schüttelfrost. Ich war beständig um ihn. Aber er wurde beständig schwächer, und wir mußten für ihn eine große Kameltasche als Tragsack einrichten, worin er Unterschlupf fand.

Nachts ließ der Sturm etwas nach, aber kein Stern und kein Mondlicht waren zu sehen. Dunkel, stürmisch — kalt und staubig.

Am vierten Tage: In den Lüften heulte der Wind stärker als zuvor. Erdrückend legte sich der Staub auf die Lungen. Ausgemergelt — todmüde von den schlaflosen Nächten — am Ende der Kräfte, mit schmerzenden Gliedern, schwankten wir vorwärts. Zwei Kamele waren bereits am Wege liegengeblieben. Ihre Reiter und Lasten hatten wir auf andere verteilen müssen. Das Schlimmste aber war, daß Faris im Delirium lag; und Dhadan, den frankten Sklaven, hatten wir ebenfalls in eine Kameltasche verstauen müssen. Er schlief ganz teilnahmslos, mehr tot als lebendig.

Endlich tauchte ein felsiger Rücken aus der schwefelgelben, von Sandwolken überwogten Ebene auf.

Wir führten unsere Dhaluls und Pferde an die schützende Wand. Eng drückten sie sich aneinander. Oben rauschte der Sand und Staub, vom entfesselten Sturme getrieben, über uns hinweg. Die Lasten flogen von unseren Kamelen herunter — erschöpft sanken Tiere und Menschen nieder.

Faris ruhte fast leblos und mit fieberndem Hirn auf seiner Decke. Ich kühlte sein Gesicht und flößte ihm etwas Wasser über die heißen Lippen. Nach ein paar Stunden wachte er auf, und seine Kräfte schienen zurückzukehren. Die übrigen Leute lagen wie erschlagen auf ihren Schafspelzen. Sie schliefen einen totenähnlichen Schlaf.

Auch ich war, von Müdigkeit überwältigt, an der Seite Mahas zusammengesunken.

In der Nacht erwachte ich . . . Erst glaubte ich zu träumen . . . Klar und schön leuchtete ein Himmel voller Sterne über einer stillen Wildnis.

Ich warf den warmen Pelzmantel von mir herunter, um mich von dem Befinden meiner „Patienten“ zu überzeugen. Als ich mich über Faris beugte, wachte er auf und redete mit mir. Gottlob, der junge Freund fühlte sich besser — er war bei vollem, klarem Verstande. Nur Durst und Hunger quälten ihn. Ich hatte alles zur Hand, um ihn zu stärken. Dann schaute ich noch einmal nach Dhadan, reichte auch ihm etwas Kräftigendes, rollte mich wieder in den warmen Mantel und schlief gleich wieder ein.

Am Morgen stieß mich Maha immer wieder mit ihren Rüstern an und beschnupperte mich unruhig. Schob ich sie von mir, weil ich noch gar nicht aufstehen mochte, so wimmerte sie ganz leise, aber auffällig. Jetzt schlug ich doch meine Augen auf und blickte erstaunt auf die veränderte Szene. Die Kamele waren bereits alle gesattelt. Faris — ich traute meinen Augen nicht — fütterte seine Straußenküken, und Dhadan tränkte die Stuten. Mnahi hatte frische Triebe von den Büschen auf seinen darunter ausgebreiteten Hirtenmantel gesammelt und warf das Grünzeug unseren Dhaluls vor, die tags zuvor am Zusammenbrechen gewesen waren.

Und die Sonne — die wundervolle Sonne — leuchtete wieder über eine weite schöne Welt!

Nun hieß es aber schnell aufstehen und Maha füttern und Dhadan mit den Stuten helfen. Kalib saß am Kaffeefeuer und braute die bitteren Tropfen. Es duftete wohlbehaglich.

Vor uns lag die Ferne klar und glänzend, vom viertägigen Sturme gereinigt.

Tage der Muße

Wor uns das Ziel: dunkelgraue Sandsteinwälle. Der Jabal Lawil — „der langgestreckte Berg“! Er liegt nur acht Kamelreitstunden von der Oase Jauf entfernt am südlichen Ende des Wadi Sirhan. Wir hielten auf die Mitte der flachen Gipfel zu. Steile Ausläufer, mit schwarzen Felsen eingesäumt, traten auf. Zwischen den tiefen Rissen der alten Berge mußte Faris die eine Lücke zu erkennen, die uns auf die Paßhöhe von Mustanda führte und dann hinab in die Ebene, wo einige Zelte der Kuala auftauchten und wir gastliche Aufnahme fanden. Eine ganze Woche beschloßen wir uns hier aufzuhalten, um unsere Dhaluls ausruhen und weiden zu lassen.

Es war eine Woche stillster Besinnung und so mancher Beobachtung.

Faris ritt inzwischen nach Jauf. Dort tauschte er einen seiner jungen Straußen gegen zwei silberne Fußspangen ein.

Mnahi und ich durchstreiften die Hügelketten des Jabal Lawil. Seine rote und auch schieferblaue, meistens dunkle oder schwärzliche Färbung vermochte die bedrückende Einsamkeit dieser Gegend nicht zu erheitern. Mnahi schoß Steinböcke.

Darunter einige Prachteremplare, und in der Ebene eine Dryrantilope.

Eines Morgens ließ ich Mnahi allein in die Hügel auf Jagd gehen und schloß mich dafür einem Hirten der Kuala und seiner Herde an. Der Mann kam nur alle drei Tage in das kleine Lager. Seine Tiere weideten in einer steinigen Gegend und liefen den ganzen Tag zwischen den oft mannshohen Felsbrocken, Nahrung suchend, umher.

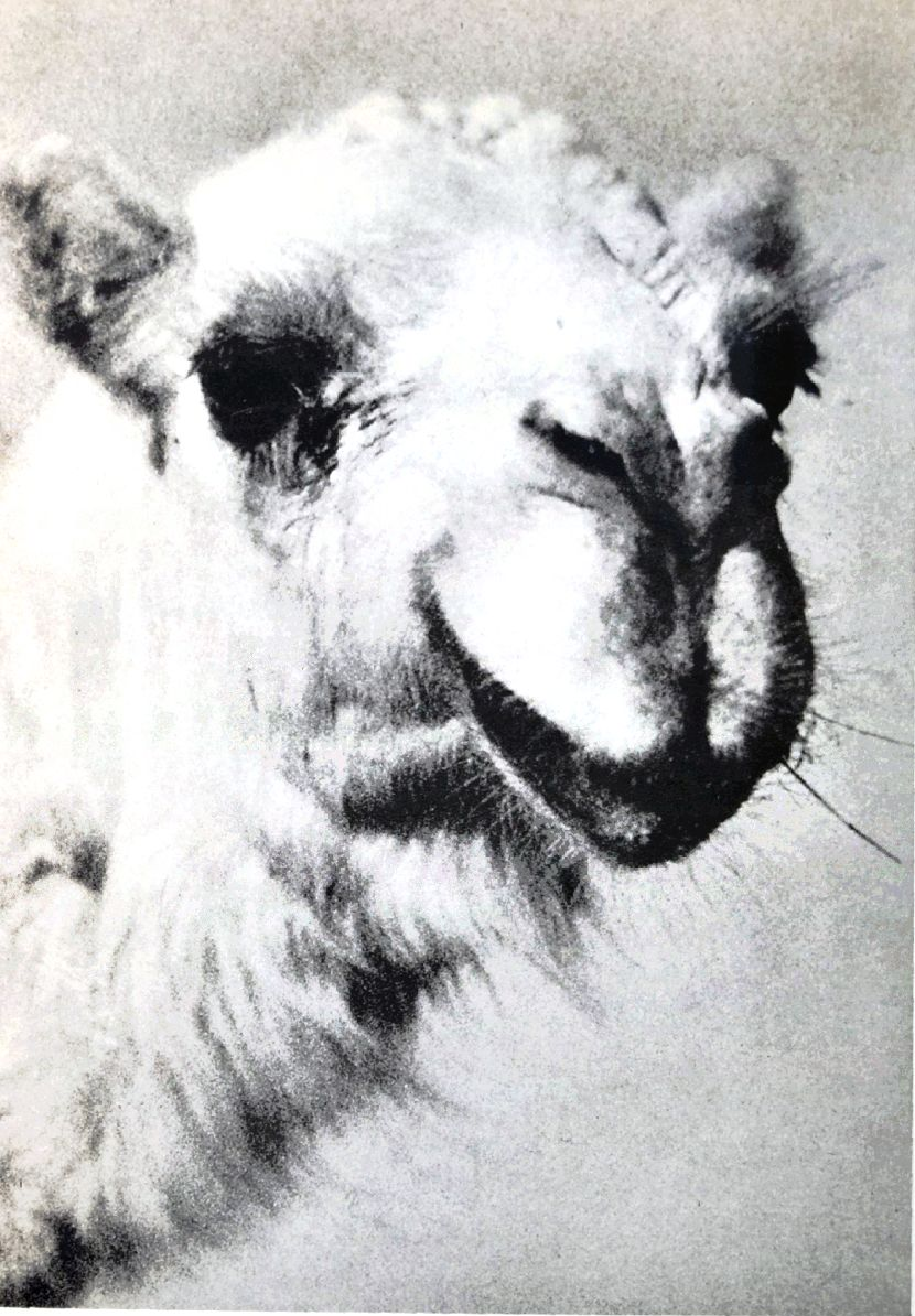
Am Mittag riefen wir die Herde zusammen und führten sie in den Schatten einiger Felsen. Dort streckten wir uns aus, faul und behaglich. Dösend brachten wir die wärmsten Sonnenstunden zu. Zogen aber graue Wolken herauf, so blieben wir den ganzen Tag in Bewegung, um nicht zu frieren. Wir hielten an solchen Tagen nur am Vormittag und einmal, ehe die Sonne unterging, um uns ein erquickendes Nachtmahl in den großen hölzernen Napf zu melken.

Die Felsen dufteten von weißen, violetten und roten Blumen. Gewisse Arten geben der Kamelmilch einen bestimmten Geschmack wie Kamille oder Salbei und andere aromatische Kräuter. Es war kein bitteres Getränk wie in anderen Gegenden und auch kein wässriger salziger „Holzsaft“ wie im Wadi Sirhan. Selbst die Dornen sprossen hier am Jabal Lawil, und sogar der Duft



Kamelhirte in typischer Haltung auf dem Höcker seines ungesattelten und ungezäumten Reittieres

Birzeit University Main Library



Kamelstute: Kopf eines raffigen weißen Lastkamels



Kamelöhren: Lange Augenwimpern zeichnen die edlen Dromedare aus



Der Urin der Kamele ist das Haarwasser der Beduinenfrau

verschrumpfter Akaziensträucher war köstlich genug. Die kleine Kamelherde war manchmal überpudert mit Blütenstaub — bläulich und gelblich.

Mein Hirtenkamerad, ein Ruenli, war ein aufgeweckter lustiger Junge. Er lag den ganzen Tag hinter dem Höcker seines ledigen Kamels wie eine Zede. Nicht loszubekommen. Ich versuchte, es ihm nachzumachen. Aber erst am dritten Tage hatte ich die Lage heraus. Mit den Knien in den Hüftknochen des Kamels verankert, mit dem Bauch auf dem wolligen Höcker, und nun mit dem Kamelstock einmal links und rechts auf die Schulter und den Hals. Gemächlich und ruhig, Schritt um Schritt wandelten wir weidend umher. Hier rasten und da rasten, und immer die Augen auf die Herde gerichtet, die eigensinnigen Wiederkäuer.

Was habe ich in diesen drei Tagen nicht alles erfahren! Über das Rumpeln der Kamelbäuche habe ich etwas gelernt, über das Rülpsen gurgelnder Kehlen; vom spitzen Dorn im ledernen Huf und dem Stachel einer Hummel in geschwollener Lefze; vom Milchpflock im Euter der Mutter und der Nasenflemme ihres Jungen; von der Spur im harten Kiesboden, die uns das Pack- oder Satteltier, Alter, Geschlecht und Herkunft und manches andere verriet. Ich lernte sogar etwas von einer blauen Perle im Schulterhaar gegen den bösen Blick — und von den hirschkäfergroßen Filzlauszecken, sowie den schönen blauschwarzen Raben, die auf den Höckern, von niemand gestört, herumspazierten und wie emsige Spechte die vollgesaugten Parasiten mit ihren stahlharten Schnäbeln aus dem wolligen Lederbalge heraushämmerten. Und die jungen Kamele! Goldige, niedliche Kälbchen. Sie finden sich, beschnuppern sich, bilden Klumpen von fünf, sechs Stück und stehen ungeschickt mit ihren überlangen Beinen umher und reiben ihre schlanken Hälse an einer fremden Mutter, die sie in ihrem Wahne glücklich machen, ein so großes Nest von „Dummerchen“ zur Welt gebracht zu haben.

Wenn der warme Regen über die Erde und die wolligen Höcker herniederrieselte, waren alle die großen und kleinen Kamele mit Dauerwellen frisiert — gekräuselt und gelockt. Saßen wir aber am Feuer, von unserer Herde umdrängt, so erzählte der Hirte immerzu, und mir war es, als ob seine Höcker ihn verständen, weil sie gar so andächtig lauschten. Sie rülpsen freilich recht ungehörig dazu und „böllerten“ ihr Blumenfutter und ihren Distelspinat unter dem Geräusch ihrer mahrenden Zähne herauf.

Der neue Tag begann für mich immer, wenn die Sonne zwischen den hohen Stelzenbeinen oder unter den langen Hälsen unserer Herde aufging.

Frauen, Kinder, Kamele, Heuschrecken

Sie trampeln, sie hocken, sie zanken, sie weinen, sie fürchten sich, ja sie lachen, sie sind hilflos und immer und immer wieder sind sie rebellisch, diese Kamele!

Sie laufen eine Zeitlang wie eine Maschine, und dann wieder kleben sie am Boden. Erst mit dem Reiter im Sattel werden sie aufrechte, stolze Tiere. Selbstbewußt, edel, mit elastischen Gängen. Mit dem stumpfen Hirten im Höcker bleiben auch die Kamele dumm, faul und gefräßig. Gewiß, man reitet die Kamele nicht nur, man kocht auch ihre Sehnen und ledernen Muskeln und weßt sich daran die Zähne stumpf oder beißt sie sich aus! Man trinkt ihre Milch und in Zeiten der Not ihr saures, trübes Magenwasser; man wärmt sich die Hände in ihrem Urin und wäscht sich damit die Zöpfe samt krabbelnden Bewohnern. Man sammelt ihre Wolle, webt Mäntel und Säcke. Man ladet ihnen unglaubliche Lasten auf und schürt das Feuer mit ihrem Dung und schneidet ihren Lederbalg zu Wasserbeuteln, Gurten und Sandalen.

In der Morgendämmerung sah ich eine Frau, die zwischen den ruhenden Tieren mit ihrem Kochtopf umherlief und unter den stillenden, weiblichen Kamelen den frischen kräuterduftenden Harn einsammelte. Sie ging in ihr Zelt zurück und tunkte die offenen Zöpfe ihrer kleinen Töchter in das „berühmte“ Haarwasser und kämmte, scheitelte und flocht die feuchtschwarzen, derben Strähnen ihrer Kinder. Sie trat dann wieder hinaus und wandelte noch einmal unter den Kamelen umher. Ich beobachtete, daß sie sich hinsetzte. Aber sie stand wieder auf, warf plötzlich die Pfanne weg und versuchte, etwas schneller nach dem Zelte zu gehen. Sie brach jedoch unterwegs zusammen. Ich sprang auf und rannte zu ihr hin.

Sie sprach kein Wort, als ich sie stützte. Sie entzog mir nur ihren Arm und kauerte sich auf die Erde. Da merkte ich, daß sie Wehen überkommen hatten. Ich holte ihre Kinder, denn es befand sich gerade kein Mann in der Nähe, und trug ihnen auf, Betten und Schafpelze zu bringen. Nun bereitete ich der Mutter ein Nest mitten unter den Kamelen, schickte die Kinder ins Zelt, stellte mich schützend vor das Weib und hielt eine Schafpelzdecke über sie. So gebar die Frau ihren ersten Sohn. Inzwischen kam ihr Mann mit zwei Sklaven von Fariß. Sie nahmen das neugeborene Kind und liefen zu einem Kamel; sie stießen es in die Hüften, damit es sich erhob, schabten mit der rechten Hand

seine rechte Flanke, bis es den Harn von sich gab, und wuschen das quäkende süße, mollige Kindlein, taufte es mit dem Kräuterwasser der Höcker in die heilige Gemeinschaft der Wildnis.

Am Vormittag, während ich noch darüber nachdachte, wie schnell unberechenbare Ereignisse einzutreten vermögen, fing es an, auf alle Zeldächer und Kamelhöcker herabzuprasseln: große, dicke, rötliche Heuschrecken!

Die Mutter unseres Babys saß gerade in ihrem verräucherten schwarzen Zelte und ihre Freundinnen halfen ihr, den kleinen Jungen in ein Pflaster von trockenem Kamelmist und alten Lappen einzuwickeln. Ein Verfahren, das alle Beduinen bei neugeborenen Kindern anwenden. Aber dann, so wichtig dieses Geschäft auch war, rannten alle Frauen mit Ausnahme der Mutter hinaus und halfen den Männern und Kindern, Heuschrecken einzusammeln. Schwärme — nein, Wolkensäulen von diesen Insekten zogen herauf. Viele unterbrachen ihren Flug und gingen nieder. Andere schwirrten mit lautem Geräusch weiter. Die Umgegend war besät mit der roten Plage. Sie hatten die Erde mit einem kribbelnden, schillernden Kleide überzogen. Gras und Kraut und Büsche schmolzen dahin unter dem gefräßigen Gewimmel.

An allen Feuern röstete man Heuschrecken. Kinder, Frauen und Männer saßen im Kreise. Sie hielten die Insekten an ihren silbernen Flügeln, zupften ihnen die Beine aus, tunkten die gerösteten „Schoten“ in Salz und verzehrten sie.

Gekocht schmeckten sie mir nicht so gut. Wie ein fader Kohl oder anderes Kraut. Durchaus nicht wie Fleisch. Geröstet mochte ich sie eher. Knusprig, inwendig ein weicher Spinat. Es sind saubere Tiere. Durchaus nicht widerwärtig — man bekommt sie nur bald satt, wenn man sie täglich vorgesezt erhält. In der Umgebung der Zelte wehten überall Rauchfahnen, Frauen und Kinder trieben die Heuschrecken hinein. Am nächsten Morgen lagen Berge von eingesammelten Grasshüpfern zum Trocknen aus.

Als wir den Lagerplatz einige Tage später verließen, gab es keine leeren Säcke und Taschen mehr. Die Kamele waren mit Lasten der trockenen, roten Insekten beladen.

Menschen, Hunde und Kamele schmaussten an ihnen — aber nur wenige Tage —, dann wurden sie zum Stel. Man hob jetzt die gedörrten Heuschrecken für spätere Tage und magere Zeiten auf, denn in großen Massen auftretende Heuschreckenschwärme sind immer die Vorboten drohender Dürre und Hungersnot.

Die Weide war unter den Freßwerkzeugen der gierigen geflügelten Feinde dahingeschwunden. Bussarde, Raben, Trappen und andere Wüstenhühner und Vögel mästeten sich an ihnen. Auch große Scharen von Störchen folgten den rötlichen Wolken. Da kam es mir zum Bewußtsein, daß für manche Geschöpfe ein Nutzen in dieser Heuschreckenplage lag und nicht nur, wie für die Bauern in Transjordan, Palästina und Ägypten, ein großer Schaden. Faris erzählte mir, wie Zehntausende von Beduinen oft wochenlang nur von Heuschrecken leben müssen, selbst ihre Kamele und Pferde werden zeitweise damit ernährt. Vier Tage lang auf unserer Wanderung nach Norden, also siebenzig bis achtzig Kilometer vom Jabal Tawil entfernt, fanden wir die Weide von den Heuschrecken aufgezehrt. Die erste unberührte, futterreiche Senke lag in der Ebene von Binaz.

Dort angekommen, befreiten die Frauen und Sklaven die Kamele von ihren Lasten; sie breiteten die Zeltwände wie ein langes schwarzes Fell auf die Erde, zogen die Leinen nach Osten und Westen, ramnten die kurzen Knüppel mit Holzhammern in die Erde, faßten die langen Zeltstangen und steckten ihre Enden unter den Rand des Zeltdaches. Mit Heben und Schieben ging es dann hoch. Erst der eine Pfosten, dann die anderen, bis das ganze härene Haus auf seinen Pfeilern ruhte. Eine Reihe und noch eine andere Reihe von Zelten wurde aufgerichtet. Abendliche Schatten fielen über die Erde, als die gewebten Häuser im letzten Sonnengolde ihre gebuckelten Dächer unter dem windgeschützten Rande eines Wadis erhoben.

Ich hatte von den Leuten ein schwächliches Kamel gekauft und schlachten lassen und das Fleisch in der Nachbarschaft verteilt. Die Fleischtöpfe Ismaels dampften und der Geruch lockte die hungrigen Hunde herbei.

Aus dem Dunkel der Nacht war lautlos und erst unsichtbar die Kamelherde unseres Gastgebers aufgetaucht und hatte sich vor seinem Zelte niedergekauert. Es war behaglich und heimlich am Lagerfeuer und zwischen diesen vielen Menschen und Tieren.

Unser Koch hatte eine trübe schlammige Brühe von altem Kaffeesatz und Wasser aus einem Ziegenbalg in seine großschnäblige Kanne geschüttet. Nun wallte das schwarze, bittere Gift wieder auf, und nachdem es ordentlich abgeschäumt hatte, wurde ein Teil in die kleinste Kanne geschüttet und in der Steinguttasse tropfenweise herumgereicht. Der Kamelmisthaufen, den die Frauen aufgeschüttet hatten, glühte, und die erwartungsvolle Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als Faris aufstand und sich ins Frauengemach

begab. Dort war es recht lebendig geworden. Das Abendbrot mußte fertig sein, und richtig, jetzt traten eine Frau und ein Sklave herein. Sie trugen eine große Schüssel und setzten sie unter den Zelteingang nieder. Faris rief in die Nacht. Namen unserer Gäste, die noch in anderen Zelten verweilten.

Wir scharten uns um den Fleischberg. Wilde Gestalten hockten mir gegenüber mit schwarzen Zöpfen und weißen und roten Kopftüchern, deren Zipfel die Männer über ihre Schultern warfen. Mit den Händen griffen sie zu, rissen das Fleisch von den Kamelknochen und schlangen es hinunter. Unser Gastgeber schleuderte mir über die Schüssel hinweg besonders delikate Happen zu. Der gespaltene Kamelkopf lag obendrauf, ohne Gehirn. Das essen nur die Frauen. Es soll die Männer furchtsam machen. Auch die Herzen von Trappen und anderen Vögeln verschmähen die tapferen Herren.

Vier Tage blieben wir in der Senke, denn es gab Futter und „Holz“ genug. Die Kamele hatten sich in die Umgegend verstreut. Auch die Frauen, welche Wurzeln heraushackten und Reisig von den kleinen Büschen sammelten und zu großen Bündeln gepackt nach Hause trugen. Manche von den Frauen hatten schöne Gestalten. Aufrecht und in den Hüften wiegend trotz der umfangreichen Lasten. Die langen Schleppen ihrer blauen Hemden schleiften hinter ihnen her; aber vorn hatten sie das Kleid gerade so hoch gesteckt, daß der Saum eine Handbreit über dem Fußboden ihren Schritten die nötige Fußfreiheit gab. Von diesem Lager aus erreichten wir elf Tage später, gemächlich wandernd, el-Rhor, eine mit Regentümpeln bedeckte Niederung, südlich von Jabal Enaza. Faris und ich verließen hier die anderen und ritten westlich an die Grenze der Harra (Steinwüste) und Hamad (Kiessteppe) nach einem Wadi in der Nähe des Jabal Umm Wual. In den Niederungen war es bereits dunkel. Oben auf der Feuersteinebene konnte man noch Ausschau halten. Ich zügelte Maha, denn ein märchenhaftes Bild lag vor mir ausgebreitet:

Das Kualalager gegen Abend!

Wo nichts war als leere Wildnis — wo tagelang — ja wochenlang nur Himmel und Einöde zu sehen waren — da zeigte sich auf einmal eine Zeltstadt! Rauch stieg auf aus Tausenden von schwarzen Hütten — und dazwischen Hunderte von großen Scharen heimkehrender Kamele — — —.

Wir waren endlich wieder zu Hause! Zwölfhundert Kilometer im Sattel lagen hinter uns. Unberührtes Nomadenland, die Kualawüsten der Hamad und Rufud hatten wir tagaus und tagein durchquert, und ich hatte eine Beute unvergeßlicher Erlebnisse mitgebracht.

Wiedersehen mit Tuëma

Es war am Tage nach unserer Rückkehr. Ich hatte mich mit Faris auf einem Hügel niedergelassen, und wir beobachteten um uns herum die wandernden Herden seines Vaters. Er sprach von der Geliebten — etwas schwärmerisch und phantastisch.

„. . . die in der Kamelsänfte auf uns zukommt, die hinter dem Schleier des Reitzeltes Verborgene, die Bewachte, die unter den Sternen Wandelnde. Von dem starken Dhalul wird sie durch das tiefe, schattige Tal getragen, bis sie die aufgehende Sonne rötet . . .“

Faris war ein Poet und ein Verliebter!

Da kam ein Beduinenmädchen an uns vorbeigeritten. Sie trieb vor sich ein Kamel mit einem Jungen.

„Mawia!“ rief Faris. Sie war eine Freundin Tuemas. Sie glitt von ihrem Dhalul herunter und rief ihren Tieren zu, worauf jene gehorsam warteten.

„Wo ist meine Schwester?“ fragte Faris die Jungfrau.

Sie lächelte und antwortete: „Tuema erwartet schon täglich deine Rückkehr.“

Faris stand auf und trat vor das Mädchen.

„Wenn du sie triffst, sage ihr, sie möchte sich jener Nächte erinnern, da wir uns heimlich getroffen hatten! Sage der Geliebten, daß ich mich sehne, mit ihr in den Sanddünen zu wandeln. Die lange Schleppe ihres Gewandes wird die Spuren unserer Schritte verlöschen und niemandem verraten, wo wir uns niederlassen.“

„Faris!“ rief sie ihm strafend zu.

„Sage ihr, die Wangen meines Dolches erinnern mich, daß ich niemals ruhig sein kann, bis sich die schlanke Blume vor dem Sturm meiner Liebe biegen wird.“

★

Einige Stunden später kam Tuema.

Die Freundin hatte ihr die gute Nachricht ihres Geliebten bestellt.

Über einem Hügel tauchte Tuema auf. Auf der Anhöhe hielt sie an und sprang von ihrem Pferde. Sie zog die Halfterleine durch die Vorderbeine ihrer Fuchsstute und band das Ende über dem linken Sprunggelenk fest. So konnte das Tier weiden und doch nicht davonlaufen.

Mit bezauberndem Gange schritt Tuema auf uns zu. Wir schritten ihr entgegen und begrüßten uns. Sie legte ihren Arm auf die Schultern ihres Geliebten und schmeichelte:

„O du mein Leben!“

Und Faris rief aus: „O du mein Glauben!“

Dann setzten wir uns zusammen auf dem Hügel nieder.

Sie schaute sich um und fragte Faris:

„Wo ist mein Strauß wilder Blumen? Mein großes schönes Bukett?“ Sie lachte spöttisch dazu.

„Dein Blumenstrauß?“

„Ja, und die silbernen Spangen?“

Faris setzte eine wichtige Miene auf und klinkerte mit den Schmuckstücken in seiner Tasche. Tuema sah ihn überrascht an und sprang erfreut in die Höhe. Sie wollte nach seiner Hand greifen, er aber hielt ihren Arm fest und sagte: „Du mußt deine Augen schließen und nicht eher öffnen, als bis ich sie geküßt habe.“

Dann zog er aus seiner Tasche die silbernen Spangen und legte sie an Tuemas Fußgelenk. Sie bettelte und bat, sich das Geschenk doch anschauen zu dürfen. „Noch nicht!“ rief Faris. „Erst schmücke ich dich mit den Blumen der Wüste — den unverwelklichen!“

Er begann, die schwarzen Zöpfe seiner Geliebten aufzulösen, und flocht vierzehn weiße Federn vom wilden Strauß in die Enden ihres langen, üppigen Haares. Als der verliebte Junge damit fertig war, nahm er die schönen Federn am Ende der Zöpfe wie ein Bukett zusammen und küßte Tuemas Wimpern. „Hier, meine Schwester, ist das Bukett, das Versprochene, das Nieverwelkende!“

Erstaunt schlug Tuema ihre Augen auf und betrachtete das Geschenk. Dann verbarg sie ihr Gesicht in der flaumig weißen Fülle der gekräuselten, einen Fuß langen Federn und schlang ihre Arme um den Geliebten.

Faris legte sein Gesicht an Tuemas Schulter, und als er seine Hand über ihr Herz legte, rief er aus: „Oh, wie ein wildes Kaninchen hüpfst dein kleines Herz!“

„Es wird ganz zahm werden in deiner Hand!“ antwortete sie ihm.

„Hast du noch nie einem jungen Manne erlaubt, seine Hand auf dein Herz zu legen?“ fragte er seine Geliebte.

Das Mädchen errötete und sagte: „Noch nie, nur dir allein!“

Die Feuersteinwüste

Fuaz weilte seit längerer Zeit in Damaskus. Er wollte sich seinem Stamme erst wieder anschließen, wenn seine Beduinen das Wudiangebiet von Ruenschdat erreichen würden. Das sollte in dieser Woche noch geschehen. Wir durften demnach auf das Eintreffen des jungen Häuptlings in einigen Tagen rechnen.

Ich benutzte diese kurze Zeit, um mit Faris und einigen seiner Leute auf frischen Reittamelon die Harra, die Feuersteinwüste südöstlich des Jabal Druz (Hauran) kennenzulernen. Dieses Gebiet von der Harra bis zum Jabal Enaza gilt als das kälteste in Nordarabien. Es liegt durchschnittlich neunhundert bis tausend Meter hoch und ist monatelang frostigen Nordoststürmen und Kälteeinbrüchen bis sechs Grad unter Null ausgesetzt.

Zwischen der Harra und dem Jabal Enaza herrschte in diesem Jahre allerdings ein milder Frühling. Das auf- und abrollende eintönige Hochland der Feuersteinwüste trug nur in den Tälern, in der Nähe von Regentümpeln, einen Hauch Vegetation. Das große Gebiet war mit einem Netz von uralten Kamelpfaden durchzogen, denn die Harra ist das Durchgangsland sowohl für die westlichen wie auch für die östlichen Beduinenstämme. Es ist eine langgestreckte, steinige Wüste am Rande der großen arabischen Hochlandwüste. Im Nordwesten überragt von vulkanischen Bergen.

Nichts als polierter Kies, poröse Bimssteine und blinkende flache Feuersteine bedeckten wie Schuppen den Leib der Harra. Unsere Kamele rutschten mit den ledernen Polstern ihrer Hufe darüber und glitten oft aus. Rostbraun, bläulich-grau, gefleckt und schwärzlich lagen die Splitter umher, ein oder zwei Lagen tief. Scharfte man sie zur Seite, so fand man darunter mit Feuersteinen durchsetzten, gelblichen und rötlichen Sand. Es knirschte und klirrte, als wir über die Steinscherben ritten. Die unfreundliche Gegend gefiel mir durchaus nicht. Sie war auch unseren Kamelen zu mühsam. Die Augen schmerzten, wenn man längere Zeit über die Steinfeldern blickte. Die polierten schwarzen Schuppen glänzten in der Sonne, es blinkte und blitzte von einem Horizont zum andern. Die Luft allerdings war kräftig, rein und gesund.

Am verabredeten Tage erreichten wir Ruenschdat.

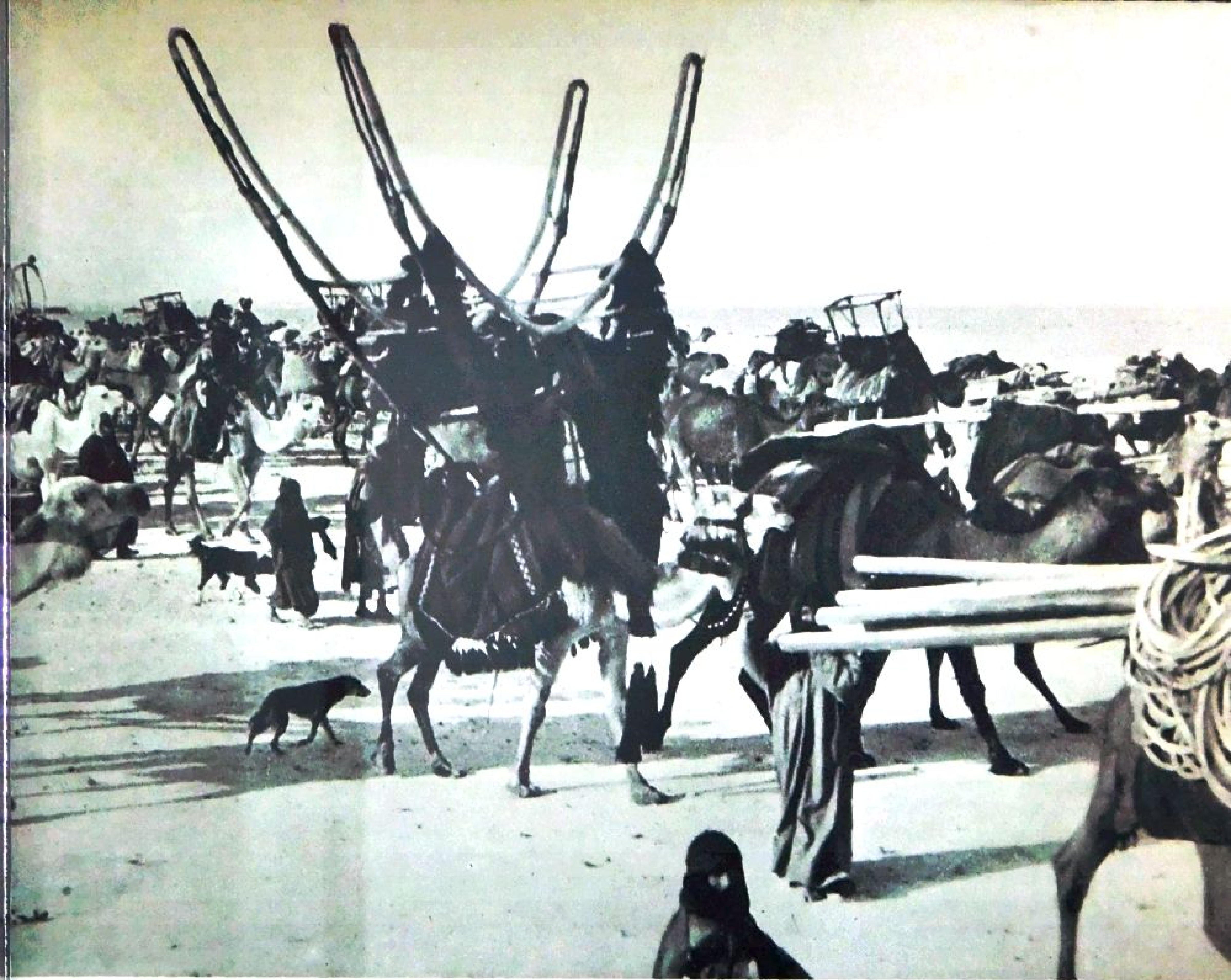
Fuaz war inzwischen aus Damaskus zurückgekehrt und drückte seine Freude aus, mich nach meinem langen Ritte gesund und in bester Stimmung wiederzusehen.



Mawia, die Freundin Luemas



Gesattelte Rennkamele vor dem breit hingestreckten Häuptlingszelt



Ismael wandert: Ein großer Völkerstamm zieht mit Hab und Gut durch die Wildnis



Im Wassertümpel nach dem Regenguß

Der größte Teil der Kuala war hier im Ruenschdat versammelt, denn es schien die einzige Gegend in Nordarabien zu sein, wo es in diesem Jahre noch genügend Regenwasser gab.

Hier tränkten sie ihre Kamele wahrscheinlich zum letzten Male, ehe sie die Brunnen am Abu Rijmeyn, vierhundert Kilometer entfernt, erreichen würden. Ein Gewaltmarsch auf Leben und Tod lag vor der ganzen Nomadennation der Kuala. Zurück konnten sie nicht — weder in das Wadi Sirhan noch in das Bassin von Tauf. Vorwärts hieß es, quer durch Feindesgebiet hindurch, Kämpfe, ja vielleicht sogar Kriege der feindlichen Beduinenstämme drohten. Aber weitaus gefährlicher schien ihnen das Ringen mit der Natur. Noch bedeckte eine spärliche Weide die steinigen Hügel und das Hochland. Noch enthielten die dürren Stengel und Halme der winzigen Pflanzen etwas Saft, so daß ihre Kamele nicht bloß Nahrung, sondern auch etwas Feuchtigkeit fanden. Vielleicht auch hatte ein barmherziger Gott Einsehen mit ihnen und schickte auf ihrem Wege nach Norden die ersehnten Regenschauer, die seit Wochen ausgefetzt hatten und nur hier im Gebiet von Ruenschdat, fast wolkenbruchartig, niedergegangen waren. Die breiten Vertiefungen standen noch voll Regenwasser, und auch die Umgebung war mit kleineren Wasserlachen bedeckt.

Die Herden füllten das große Wüstenbassin mit einer einzigen lebendigen Masse. Ein wühlendes Durcheinander von mehr als dreihunderttausend Tieren, die für Meilen im Umkreis einen alles durchdringenden, zibetartigen Duft verbreiteten.

Die Lastkamele, mit Zelten, Ausrüstungen und Proviant beladen, befanden sich unter Aufsicht ihrer Treiber außerhalb der großen Masse. Hunderte hoher Kamelsänften überragten die gepackten Tiere. Es waren die „Kethabs“ der Schenkhs und Wohlhabenden, Reitzelte mit weitgeschwungenen Hörnern, hochgebaute Lasten, welche die langbeinigen Tiere auf ihren Rücken balancierten. Kostbare Seiden- und Kaschmirstoffe zierten das Innere; die Sitze und Lehnen waren mit weichen Kissen behaglich gepolstert und mit Teppichen ausgelegt. Wie große Schmetterlingsflügel schaukelten die luftigen Kamelsänften über dem unruhigen Meer von Tieren auf und nieder.

Unaufhörlich quoll eine Welle von Kamelen nach der anderen aus der Bodensenke heraus und vereinte sich zu einer neun Kilometer weiten, langen Woge. Die großen Kolonnen der Kamelzüge begannen sich zu entfalten. Unermüdlich, trotz Hitze, Lärm und Staub, galoppierten Reiter auf abgetriebenen Pferden

von einer Seite zur andern und wiesen die Hirten an, wo sie sich mit ihren Kamelfohlen und müttern anschließen mußten, um endlich jenen gemeinsamen und geordneten Zug zu bilden, der seine Wanderung in die Wildnis fortsetzte.

Die Luft hallte wider von dem Rören, Bähren und Grölen der Kamele, dem Rufen und Toben der Hirten, dem Getreisch der Frauen und dem Wimmern ihrer Kinder. Da und dort verstreut, zwischen der sich immer weiter ausbreitenden Linie vorwärtstrebender Kamele, ritten bewaffnete Männer, die ihre Familien begleiteten.

Als Amir Fuaz mit mir an den wandernden Kolonnen vorbeiritt, grüßte man uns von allen Seiten. Auf ihren Rennkamelen trabten die Männer zu uns herüber und riefen ihrem Kriegsherrn Heil und Glück zu. Sklaven stiegen aus den Sätteln und küßten seine Füße oder drückten ihre Wangen mit einem Segenswunsche dagegen. Frauen und Mädchen trillerten ihr schrilles „Zaraghrüt!“ und andere jauchzten laut: „Allah stärke dich! Gehe du vor dem Angesicht unseres Herrn!“

„Ya el — 'Abdi — O du Freigebiger!“

„Langes Leben dir, o unser Prinz!“

„Gott erfülle deine Wünsche!“

Hungerstot

Zarfa, eine Schwester von Amir Fuaz, die Mijssem Ibn Mehend, den Häuptling der Fid'an geheiratet hatte, war plötzlich gestorben. Der fünfundfünfzigjährige Witwer hatte daraufhin nichts Eiligeres zu tun, als um die Hand der siebzehnjährigen Fuwasa, einer anderen Schwester des Kuala-Häuptlings, anzuhalten. Fuaz verweigerte ihm das Mädchen und sprach öffentlich im Kreise versammelter Männer aus, daß ihm Ibn Mehend für seine junge Schwester zu alt sei. Darüber geriet der eitle Freier in eine unbändige Wut und schwor, nicht bloß an seinem Schwager Amir Fuaz Rache nehmen zu wollen, sondern auch an dessen ganzem Stamme und an der Scha'lan Familie im besonderen.

Ibn Mehend hatte seine Rachepläne in den letzten Monaten zur Reife gebracht und seine Nachbarn aufgewiegelt, sich mit ihm im Kampfe gegen die Kuala zu vereinen. Es schien, als ob die drohende Hungerstot infolge des Regenmangels in der Hamad und in anderen Weidegebieten den Feinden von Amir Fuaz als ein fürchterlicher Verbündeter beigetreten wäre. Fünfunddreißigtausend Kuala mit siebentausend Zelten und etwa dreihundertfünfzigtausend Kamelen mußten nach einigen Wochen in die Weidegebiete ihrer Feinde einfallen, wenn nicht bereits in den nächsten Tagen genügend Regen in der Hamad fallen würde.

Noch spielte sich das Nomadenleben in seinem gewohnten Gange ab. Aber über allem drohte das Gespenst des Durstes, des Hungers und des Todes.

Den Krieg verlachten die Kuala. Waren sie doch stark und seit hundertundsiebendunddreißig Jahren unbesiegt. Sie ahnten noch nicht, daß Ibn Mehend bereits acht Stämme mit seinem Fid'an-Stamm so gut wie vereint hatte. Es fehlte ihnen nur noch an einem „einwandfreien“ Zündstoff. Die Natur half ihnen aber in der Zwischenzeit, die übermütigen und kraftvollen Kuala mürbe zu machen.

★

Heiße Winde, aber immer noch keine Regenschauer streiften über die Hamad und die syrische Steppe. Eine ungewöhnliche Hitze brütete über Nordarabien. Alles verdorrte. Die Kuala strebten noch schneller vorwärts und setzten längere

Märsche auf ihrer Wanderung ein. Von einem Horizont zum anderen bedeckten große Herden die Wildnis. Fast sah es aus, als ob die Hirten jegliche Gewalt über die von Hunger und Durst getriebenen Tiere verloren hätten. Jeden Morgen, Wolken von Heuschrecken gleich, überschwemmten die Kamele in einer Frontausdehnung von fünfundzwanzig bis dreißig Kilometer die Wüste. Winzige Kräuter und Blumen bildeten ihre einzige Nahrung, und die wenige Feuchtigkeit in den Pflanzen bewahrte sie vor dem Verdursten.

Etwas Gigantisches und Erhebendes war dieses beispiellose Ringen von Menschen und Tieren um ihre Existenz gegen eine unerbittliche Natur. Schweigsam ergaben sich ihr unzählige Opfer.

Langsam zogen die endlosen Herden über die grenzenlosen Ebenen, welche hier und da noch ein feiner Hauch grünlich grauer Weide bedeckte. Voll Bewunderung stellte ich hier fest, daß die fetten, rötlichen, behaarten Raupen, die an jeder Blume, jedem Halm zu finden waren, nicht nur Hunderttausende von Wüstenhühnern, Trappen und Gazellen ernähren halfen, sondern auch unsere Kamele und Pferde. Viele Herden von Gazellen flüchteten durch die sterbende Wildnis und strebten in letzter Anstrengung dem fernen Euphrat zu. Es war, als ob ein gewaltiger Steppenbrand aus dem Innern Arabiens heraufzog. Menschen und Tiere befanden sich in einem Wettlauf, um aus der fiebernden Wüste zu fliehen.

Über dem häßlichen Sterben der Schwachen und Verlassenen erfüllte sich das ewige Naturgesetz, das weder vor dem einzelnen, noch vor der Masse halt macht. Das Starke schritt über das Schwache hinweg und gebar auf dem Wege wiederum das Kraftvolle und Zähle.

Obwohl Hungersnot im Lande wütete, sorgten doch im Lager des Nomadenfürsten die Sklaven dafür, daß es den Gästen ihres Herrn an nichts mangelte. Zum Frühstück erhielt ich täglich eine Art Rührei, aus vielen winzigen Eiern der Nadelschwanzhühner zubereitet. Ein ganz besonderer Wildgeschmack haftete diesem Gericht an, wie auch jenem aus den viel größeren Trappeneiern. In Kräuterasche und Kameldung wurden frische Trüffel geröstet, deren Schalen in der Hitze aufplatzten. Jeden Morgen stand neben meiner Milchschale eine Schüssel wilden Honigs mit dicken Flocken von Schafbutter. Dabei schaute ich stets dem Sklaven beim Brotbacken zu. Er goß einen gelblichen Mehlbrei, der mit Samen und Kräutern gewürzt war, auf eine gewölbte heiße Eisenplatte, die über dem Dungfeuer auf drei Steinen ruhte. Beim Darübergießen runzelte die breitgelaufene Masse unter der Hitze zusammen und bildete große,

dünne, bräunliche Brotfladen, welche der Schwarze vom Eisen abschälte und uns in den Schoß warf. Von diesen papierdünnen, leicht angefohlten, am Rande knusprigen Broten rissen wir uns Stücke ab, drehten sie um die Finger und fischten damit die Schafbutter aus dem Honig.

Wir Fremdlinge und Gäste litten also keine Not.

Die meisten Kuala dagegen und selbst ihre Häuptlinge hungerten tatsächlich. Es war geradezu rührend, wenn ein Beduine, der selbst dem Verhungern nahe war, an das Zelt des Häuptlings geritten kam und für die Besucher im Hause seines Scheichs einen Hasen oder eine Gazelle oder ein anderes Wildbret als Geschenk brachte. Sogar Kinder und Frauen kamen täglich vorbei und legten aus einem Tuch ein Häufchen Trüffel oder eine wilde Taube nieder. Einmal auch eine fette große Eidechse, welche ein Junge mit einem Stein erschlagen hatte. Ein andermal einen Klippendachs und einen gelbköpfigen Nasgeier; der Bub fragte mich, ob man diese Tiere zur Zeit der Hungersnot mir anbieten dürfte.

Mit knurrendem Magen und müden Seelen folgten die Kuala ihren sterbenden Herden. Immer weiter nach Norden — unmittelbar in die Nachbarschaft der Weidegebiete unserer Feinde. Täglich starben Hunderte von Kamelen und auch viele Menschen. Die Überlebenden strebten desto verzweifelter der Hügelkette von Abu-Rijmen zu. Die Schwachen dagegen blieben am Wege liegen.

Sobald ein Kamel von seinen Kräften verlassen wurde, zu wanken anfing und hinzustürzen drohte, sprangen Leute aus der Nähe hinzu und töteten es. Während die anderen unbeirrt und unaufhaltsam weiterzogen, zerstückelten die zurückgebliebenen Männer in wenigen Minuten das gefallene Kamel, von dem nur die Eingeweide, der Kopf und die Beine auf der zertrampelten Erde liegenblieben.

Die Anzahl der gefallenen Kamele steigerte sich von Tag zu Tag. Waren es anfangs Hunderte gewesen, so wuchs ihre Zahl in den letzten Tagen ganz unheimlich. Bis zweitausend Kamele starben täglich oder mußten getötet werden, sagte mir Amir Fuaz.

Vorwärts und immer weiter vorwärts! Mochten sich den Kuala auch feindliche Stämme entgegenstellen, um die Flucht hungriger Tiere und Menschen aufzuhalten, mochten die Saba und Fid'an kleinere Herden wegtreiben; die Hauptmasse blieb ihnen vorläufig noch unangreifbar. Bloß Einzelkämpfe und kleinere Überfälle mehrten sich, je weiter die Kuala vom unabhängigen Gebiet Ibn Sa'uds und über Transjordanien nach Syrien eindrangten. Hier in

Syrien aber drohte die Lage tatsächlich bedenklich zu werden. Brummend zogen französische Flugzeuge über die unruhige See von Menschen und Tieren. Es waren vorläufig nur Aufklärungsmaschinen, die über die Stärke der Kuala und über die Anzahl ihrer Kamele Gewißheit zu erlangen versuchten.

Die „Fransawi“ konnten nicht so ohne weiteres erlauben, daß eine ganze Nation kriegerischer Beduinen weit über ihre üblichen Weidegebiete hinaus einzudringen wagte. In Syrien zitterten bereits die Ansiedler vor einem Krieg unter den Beduinenstämmen und trafen Vorbereitungen zum Schutze ihrer Dörfer und Felder. Die Drusen dagegen freuten sich vielleicht, daß ein neuer Aufruhr in Syrien auszubrechen drohte, aus dem sie besseren Nutzen zu ziehen hofften als das letztemal. Die Franzosen erkannten sofort die besonderen Gefahren für ihr Mandatgebiet, und die sofort herausgegebene Bestimmung des französischen Oberkommissars lautete daher, daß die uralte Karawanenstraße von Damaskus nach Ludmur (Palmyra) und Deyres-Zor, die sich südlich der Hügelkette des Abu-Rimenn hinzieht und bei Ludmur nach Bagdad abzweigt, die nördlichste Grenze für das Weidegebiet der Kuala bilden sollte. Sie durften diese Linie nicht bewaffnet oder beritten überschreiten.

Jetzt triumphierten die Feinde der Kuala!

Die Saba, Muwali, Hadedinyin und wie sie alle heißen, hatten die legalen Rechte des Landes und der Regierung auf ihrer Seite, und sie waren Verbündete Ibn Mehends geworden; was bekümmerte sie das Elend der Kuala? Was fragten sie nach dem Sterben der Kamele ihrer Feinde? Sie sahen die langersehnte Gelegenheit gekommen, diese verhaßte Kuala-Nation zu vernichten und ihre Herden in Besitz zu nehmen.

*

An einem jener Apriltage, als die Not am größten schien, betrat ich das Zelt von Faris, das etwas abseits an einem kleinen Hügel gelegen war. Die Behausung war leer. Die Mutter und Schwester des jungen Mannes suchten gewiß Erüffeln und Brennholz. Als ich mich am glimmenden Aschefener des Herdes niederließ, hörte ich aber hinter dem Zelte Faris Ibn Raif laut und aufgeregelt sprechen. Das war im allgemeinen nicht seine Gewohnheit. Die Ruhe und Selbstbeherrschung meines Freundes galten eigentlich immer als vorbildlich. Faris war kein Philister und Mucker, aber er war ein Mensch von

solch sittlicher Reinheit, daß ich seinesgleichen selbst unter den Beduinen nie wieder gefunden habe.

Ich wunderte mich also, daß sich Faris hier so aufgereggt mit jemand herumstritt. Als ich aber hinter das Zelt trat und das Bild des Freundes sah, erkannte ich meinen Irrtum.

Faris stand, seine Hände geballt, das Angesicht zum Himmel erhoben, mit einer flehenden Gebärde vor einem Unsichtbaren. Von Menschen glaubte er sich unbeobachtet, und es war gewiß, daß er sich auch mit keinem Menschen unterhielt.

Er redete mit Gott!

Er betete aus tiefster Seelennot.

„Du bist barmherzig“, hörte ich ihn rufen. „Du siehst, daß Leiden und Sterben unmenschlich geworden sind! Wir verhungern — die Hilflosen haben keine Hoffnung als dich . . .“

Faris war Muslim, dem Namen nach. Er rief wie ein Kind nach seinem Vater. Er flehte — und er haderte auch! Er stampfte mit seinen Füßen auf, er ballte seine Fäuste in Ohnmacht. Er senkte sein Haupt in Demut, er hob seine Augen im Zorn, aber er weinte auch bitterlich. Er streckte seine leeren Hände aus: „O Herr, das Volk stirbt, Menschen und Vieh hungern, gib Weide — gib Wasser — gib Brot — gib Frieden — — —!“

Ich ging von Faris unbemerkt hinweg und trat in das verlassene Zelt. Am Herd ließ ich mich nieder. Ich stocherte mit dem Eisen in der Dunggut und hielt meine Hände darüber.

Unbewußt faltete ich sie und dachte über das kindliche Vertrauen dieses Mannes nach und bat Gott um Beistand. „Du mußt helfen — die Not ist groß! Die Herden hungern — das Volk stirbt.“ Als ich meine Augen aufschlug, stand Faris vor mir: „Bist du traurig, mein Bruder?“ fragte er zärtlich.

Ich stand auf und schlug in seine Hand.

„Nein“, sagte ich, „nicht mehr traurig, denn Allah wird seinen Himmel nicht länger verschließen!“

In diesem Augenblick sahen wir Amir Fuaz mit seiner Leibwache zu Pferde vorbeireiten. Sie sahen uns und kamen herüber und ließen sich im Zelt nieder.

Im Laufe des Gesprächs sagte Faris zu dem jungen Häuptling der Kuala: „Laß Aziz und mich zu deinen Feinden fahren und verhandeln. Wenn sie

nachgeben und mit uns ihre Weidegebiete teilen, werden auch die Franzosen nichts dagegen haben.“

Etwas erzürnt richtete Amir Fuaz seine Augen auf Faris und rief aus: „Wir werden handeln, aber nicht länger verhandeln. Wir werden uns das Weidegebiet unserer Feinde selbst nehmen. Ohne Futter gibt es keine Kamele, und ohne Kamele kein Leben für uns. Hast du das noch nicht eingesehen?“

„Ich verstehe!“ antwortete Faris in seiner milden Art. „Ist es aber nicht mehr Gebrauch bei uns, daß man auch den Feind um sein Leben bitten darf, wenn unverschuldete Not uns dazu zwingt? Wahrhaftig, der Pfad des Friedens ist kürzer als der lange Weg, auf dem Vernichtung lauert.“

Fuaz antwortete ihm nicht, und auch die anderen schwiegen eine Weile. Plötzlich aber erhob sich der junge Prinz und schritt auf einen Sklaven zu, der seine Stute tränkte, und ritt hinweg.



Mihem ibn Mehend, der feindliche Schwager von Amir Suag



Attala, die Mutter des Fakis



Duhina, die Schwester des Faris



Die „Liebeslocken“: Farhan mit seinen vier „Hörnern“, dem Stolz jedes Beduinen

Politische Mächte

Als ich mich an jenem Abend zur Ruhe legte und den ernstesten Gesprächen der Krieger lauschte, da begriff ich die immer wiederkehrenden Worte von der „sterbenden Steppe“. Da verstand ich auch die Entschlossenheit der Kuala, in aller Seelengefaßttheit über die verbotene Straße hinaus in die Weidegebiete von Abu Rimeyn vorzustößen. Amir Fuaz entschied sich plötzlich, nach Kutbah zu fahren, nachdem ein Bote eingetroffen war, der eine Einladung von Muhammed Vassin Bey, dem Kommandanten von Kutbah, gebracht hatte. Vassin Bey war bereit, mit dem Kualahäuptling wegen der Benutzung von Weideplätzen und Brunnen in Iraq zu verhandeln. Nahmen die Engländer diese Abmachungen zwischen ihrem Kommandanten in Kutbah und dem Häuptling der Kualabeduinen an, so bedeutete es, daß der ganze Stamm den Sommer über in der Nähe des Euphrats verbringen durfte. Es war der letzte Versuch, die verzweifelte Lage der Kuala auf friedlichem Wege zu retten.

Inzwischen war aber noch ein weiterer Bote oder vielmehr Spion der Kuala in unser Lager zurückgekehrt, der zu berichten wußte, daß Muhammed Vassin Bey nur deshalb Amir Fuaz nach Kutbah einladen ließ, um ihn festzunehmen oder auf eine hinterlistige Weise zu beseitigen. Diese Vermutung wurde noch weiter bestärkt durch den Brief eines Soldaten vom Kamelkorps in Kutbah, der ein Vertrauter der Kuala war und die geheimen Anordnungen des Kommandanten kannte.

Trotz der scheinbar überzeugenden Beweise wollte ich diesen Gerüchten noch nicht recht glauben. Wir hielten eine längere Beratung ab.

Die Möglichkeit, daß Fuaz in eine Falle gelockt werden sollte, war nach Ansicht seines Halbbruders Mißhem ganz gewiß. Fuaz sollte deshalb vorsichtig zu Werke gehen. Zuerst sollte er allein mit seinem Spion in die Nähe von Kutbah fahren. Dieser Mann mußte die Festung besuchen und heimlich mit dem uns ergebenden Soldaten eine Besprechung haben, um genau festzustellen, ob die Gefahr eines Hinterhalts auch tatsächlich noch weiterhin bestand.

Ich hatte Amir Fuaz einen anderen Ratschlag gegeben. Er sollte mit Umgehung von Kutbah nach Bagdad fahren und mit den Engländern direkt verhandeln. Amir Fuaz und Mißhem jedoch lehnten meinen Plan ab.

Die beiden reisten sofort los, um die Lage in Kutbah auszukundschaften.

Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte Amir Fuaz seinem Onkel Tra'd Ibn Sattam die Führung des Stammes übergeben. An dem Tage, als Amir Fuaz von uns ging, trafen Nachrichten ein, daß auch die Nachzügler der Kuala die syrische Grenze überschritten hatten. Es befand sich also nun die vollzählige Nomadennation in Syrien.

★

Die aufgehende Sonne blinzelte über einen fernen Hügel, als die Wanderung des Stammes zu dem neuen Lagerplatz begonnen hatte. Erstaunt blickte ich über den leeren Platz zwischen den Halteseilen unseres Zeltes, denn geräuschlos und geheimnisvoll war die große Kamelherde, die soeben noch dort gelegen hatte, verschwunden. Auch die geräumigen Hütten der Residenz Tra'd Ibn Sattams und seiner drei Söhne waren bereits abgebrochen, um an das Grenzland ihrer Feinde getragen zu werden. Sklaven rollten die Zwischenwände und Zeltbahnen zusammen und schütteten das verglimmende Feuer mit Erde zu.

Milchweiße Kamele wurden herangetrieben und zum Niederknien gebracht, damit die Frauen und Töchter des Häuptlings ihre komfortablen Reitzelte auf den Höckern besteigen konnten.

Auf allen Tragbahnen und in jeder Satteltasche regte sich neues, süßes Leben. Eine lächelnde Frau schaute, mit ihrem Baby an den Brüsten, aus der hohen Kamelsänfte des Schenkhs. Ein langbeiniges Kamelfohlen, zu wacklig, um zu laufen, hing in einem Korbe auf dem Höcker seiner Mutter; auf der gegenüberliegenden Seite blickten aus einer tiefen Satteltasche die verwunderten Gesichter von zwei kleinen Mädels heraus. Andere Kamelfüllen, anmutig und nur wenige Tage alt, trabten neugierig mit ausgreifenden Schritten daneben her, während ihre Mütter eifersüchtig herbeieilten und sie mit ihren Nüstern beschnupperten und wegzustoßen versuchten.

Auf besonderen Sattelgestellen lagen hilflose Fohlen gebettet oder hingen kraftlos in den Armen von Kamelreitern. Die jungen Tiere waren zu ermattet, um laufen zu können. Seit Tagen fehlte ihnen die notwendige Nahrung, weil die Euter der hungernden Stuten verwelkt und vertrocknet waren. Nur die Hunde waren fett. Sie fraßen sich satt an den gefallenem Tieren, die zu Hunderten liegenblieben, während die lebenden Wogen unbeirrt über sie dahin zogen.

Die riesigen Massen des nun völlig geeinten Stammes waren ins Gigantische

gewachsen. Seit Generationen hatte sich so etwas nicht ereignet. Die ganze Nation war in einer gemeinsamen, zusammengeschlossenen Bewegung. Das war keine gewöhnliche große Wanderung, die sich zufällig im Frühjahr oder Herbst ereignet, sondern das war einer jener historischen Kriegszüge, die sich nur in vielen Jahrhunderten oder einmal im Jahrhundert zu ereignen pflegen.

Wie ein aufgeregtes summendes Bienenvolk auf einer braunen Honigwabe schwärmten Hunderttausende von brüllenden Kamelen über die Wildnis. Ihre steilen, langen Hälse hoben und senkten sich im Rhythmus. Sie wallten und fluteten dahin wie von einer leisen Bodenbewegung vorwärtsgetrieben. Graugrünes, spärliches Weideland breitete sich vor den unzähligen Hufen und Mäulern. Hinter ihnen aber blieb nur nackte, zertretene Erde zurück. Wie Heuschrecken plünderten die großen Schwärme den grünen Hauch der Erde. Sie verheerten und zerstampften auch das letzte Anzeichen von Leben und ließen dafür einen Schleier von Staub und Dunst zurück, der noch für Stunden hinter ihnen her in der stillen Luft schwebte.

Vor der Mitte des kriegerischen Volkes aber und allen anderen voraus trug ein großes rehfarbenes Kamel auf seinem starken Rücken ein eigenartiges Gestell. Hunderte kleiner Bündel schwarzer Federn vom wilden Strauß waren daran mit barbarischen Verzierungen befestigt. Das große Gestell aus leichtem Akazienholz lag auf einem besonderen Kamelsattel balanciert und festgebunden. Es war das „Markab“ (das „Schiff“), auch „Abu-Duhur“ genannt, der „Vater des Zeitalters“, die Arche Ismaels! Dieses alte und geheiligte Bundesbanner der Beduinen wurde, wie die Kualala erzählten, in historischen und kritischen Zeiten ihrer Geschichte und besonders in großen und entscheidenden Kämpfen vom Geiste Allahs bewegt und offenbarte ihnen, wo sie dem Feind zu begegnen und ihn zum Kampfe zu stellen hatten. Auch heute noch soll sich an dem uralten Kamelgestell durch mystische Zeichen Gottes Kraft und Gegenwart offenbaren.

„Abu-Duhur“ ist der Altar, vor dem die Beduinen seit Jahrhunderten ihr Gelübde und Dankopfer dargebracht haben. Sinnbild ihrer Einigkeit und kriegerisches Symbol ihres Stammes ist dieses heilige Banner.

Die Kriegsgöttin

Tra'd Ibn Sattam eilte mit mir hinüber zu dem heiligen Banner, das alle anderen Kamelsänften weit überragte. Es herrschte ein Gewimmel wie von Schmetterlingsflügeln um das hochragende Gestell. Man hörte Summen von Frauen- und Kinderstimmen und dazwischen das Grölen und Klagen beladener Kamele. Als wir näherkamen, bemerkte ich eine Gruppe von Beduinenfrauen, die sich zu Fuß einen Weg bahnten, um das Straußenbanner zu erreichen. Sie schwenkten ihre Kopfschleier und trillerten in einem fort. Sie begleiteten ein junges Weib, das ruhig in ihrer Mitte einherschritt. Es war Tuema, die im Schatten der Kamele und Sänften auf den Abu-Duhur zugin. Ihr klares Antlitz leuchtete, ihre Wangen und ihr Kinn, ein pralles Oval von Gesundheit und Schönheit. Ihre beschatteten Augen waren ernst, hingeeben — ein heiterer Blick traf Tra'd ibn Sattam, der ihr unter allen Jungfrauen die Gunst erteilt hatte, im Straußenbanner zu reiten. Ihre Grübchen und ihr Mund lächelten ein wenig, weil sie uns erkannt hatte.

Als Tuema das Stammesymbol erreichte, lief sie eine Weile neben dem großen, starken Kamel, welches ein Sklave führte. Das Tücherschwenken und Trillern der Frauen steigerte sich zur freudigen Ekstase. Plötzlich riß sich Tuema aus der Umklammerung der Frauen und brach zwischen ihnen hindurch, nahm einen Anlauf, und ohne den Schritten des Führers Einhalt zu gebieten, erfaßte sie einen Gurt an der Schulter des Kamels und kletterte flink und gewandt auf den Rücken des Tieres und schließlich in den hohen Sitz des geheiligten Paladiums. In der vorderen linken Ecke befand sich ein Sitz mit einem Steigbügel. Hier ließ sich Tuema nieder und thronte wie eine Wüstenkönigin über ihrem Volke. Sie fing an, an ihrem Kopftuch zu nesteln, und als es sich löste, fielen ihre herrlichen Zöpfe über die Schultern herab.

Inzwischen, auf einen Wink von Tuema, stiegen auch die anderen Frauen, die neben ihren Kamelen dahingeschlendert waren, in ihre Sänften.

Plötzlich — mitten aus dem unübersehbaren Völkerzug heraus — hörte man Freudenschüsse. Und schon galoppierten aus allen Richtungen der wandernden Kolonnen Beduinen herbei. Sie sammelten sich in der Ebene und stürmten dann auf das Straußenbanner zu.

An der Stirn seiner Reiter, vor dem Angesicht Tuemas, stürmte Faris heran. Gewehre blitzten — Pferde schnauften — Hufe donnerten — wilder Gesang

jubelte von den Lippen der jungen Männer, als sie ihre Königin auf dem rötlichen Kamel umzingelten . . .

Tuema stand aufrecht in dem hohen Gestell.

Ihr Angesicht verklärte sich vor lauter Freude —. Ein Taumel von Glück erfaßte sie. Plötzlich riß sie sich ihr Kleid mit beiden Händen am Halse auf und brach in ein jubelndes Lied aus. Mit entblößter Brust reckte sie ihre biegsame Gestalt über die höchste Erhebung des heiligen Banners und hielt in ihrer erhobenen Hand ein Bündel der schneeweißen Federn vom wilden Strauß. So stand sie da wie eine Göttin — die kühnste und schönste Jungfrau ihres großen Stammes. Sie rief leidenschaftliche Verheißungen den Jünglingen entgegen und entflamnte sie zu kriegerischer Begeisterung. Sie ermahnte die jungen Männer, an jene Helden zu denken, welche sich einst an dieses Banner mit den eisernen Fesseln ihrer Stute ketten ließen, um ihre Königin nicht zu verlassen und sie bis zum letzten Atemzug zu verteidigen.

Faris hielt seine Augen in Verzückung auf Tuema und ihren hohen Thron gerichtet. In seiner Hand blitzte das Schwert Jiduas, eines großen Helden der Kuala.

Er hob mit beiden Händen die historische Klinge an seine Lippen und küßte sie: „O Tuema!“ rief er aus, „du Bewahrerin meiner Seele!“

Dann riß er sein Pferd herum und stürmte mit seinen Reitern davon.

Tra'd ibn Sattam ließ sich die Führerleine von Tuemas Kamel zuwerfen und geleitete sie am wandernden Stamme entlang. Eine festliche Freude durchzitterte das ganze Volk trotz all der unsagbaren Not. Es war ein Festtag, denn die Kuala hatten wieder eine Königin — eine Jungfrau in dem heiligen Straußenbanner, und sie schwärmten, mit ihr entführt, ihrem Schicksal entgegen.

Am Abend lagerte der ganze Stamm. Aber in der Morgendämmerung bereits wanderten sie von neuem.

Bewaffnete Autos umkreisten die verstreuten Herden und Flanken des Stammes, um sie gegen Feinde zu sichern.

So geschlossen wir auch marschierten, es gab dennoch immer einzelne Familien oder Sippen, die mit ihren Kamelen zurückblieben oder abgesprengt wurden. Sie konnten eine leichte Beute der Feinde werden, deren Anwesenheit sich täglich durch plötzliche Überfälle stark berittener Räuberbanden und das Auftreten zahlreicher Kampfwagen bemerkbar machte.

Friedensverhandlungen

Jeden Abend bezogen die Ruala ein neues Weidegebiet weiter nördlich. Im Lager herrschte große Wassernot. Längst hatte ich den Luxus aufgegeben, mein Gesicht am Morgen mit einem nassen Waschlappen zu erfrischen. Mnahi war im Haushalt des Fürsten die Verteilung der Wasservorräte übertragen worden. Ihm waren Hohlmaße unbekannt, aber er wußte sich zu helfen. Er legte einen bestimmten Kiesel in seine Holzschale und goß jedem Mitglied unseres Zeltes so viel Wasser darauf, bis gerade der Stein davon bedeckt war. Es war stets herzlich wenig.

Und wie mit dem Wasser, so war es auch mit der Milch. Kamelstuten, denen bei guter Weide täglich bis fünf Liter Milch abgenommen wurden, gaben jetzt höchstens einen einzigen Liter. Um diese wenigen Tropfen für sich selbst und für ihre Kamele zu sparen, mußten die Beduinen ihre neugeborenen Kamele töten. Eingefallen und hohl sahen die abgetriebenen, hungrigen und von Staub bedeckten Herden aus.

*

Mit den Häuptlingen hatte ich über gewisse Weidegebiete nordöstlich von uns gesprochen. Faris hörte es und rief mir zu: „Laß uns Abu Rijmen erkunden und in das Gebirge fahren und seine Weide besehen, damit sich das Volk beruhige.“

Wir entschieden uns sofort zu dieser Reise in das gelobte, aber auch verbotene Land der grünen Hügel und wilden Frühlingsweiden.

Auf dieser denkwürdigen Fahrt wurden Faris und ich von zwei Sklaven begleitet. Wir hatten geraden Kurs nach Norden, kreuzten die alte Karawanenstraße von Tadmur nach Bagdad — den Weg des Todes, wie die Beduinen diese „verbotene“ Strecke jetzt nannten. Die Ruatalager schoben sich bereits bis auf fünfzig Kilometer an diesen Weg heran.

Das landschaftliche Bild veränderte sich, als wir die „Grenze“ passiert hatten. Die weite Ebene verlief, kaum sichtbar sich hebend, fernen Hügeln zu. Weiße Wolken segelten im Blau des Himmels, ein vielversprechender und langentbehrter Anblick, seit Wochen das erste Anzeichen von Regen. Sichtbarlich gediehen hier bereits Blumen und Kräuter, dichter und auch viel höher. Je weiter wir aber nach Norden und in das Hochland vordrangen, um so

üppigere Gefilde öffneten sich unseren Blicken, und zahlreiches beflügeltes Wild und auch Gazellen störten wir auf.

Mit vierzig bis sechzig Kilometer Stundengeschwindigkeit fuhren wir durch jungfräuliches Grasland dahin, und ohne Unterbrechung trotz Bodenwellen und hintereinander aufsteigenden Hügeln. Wir mochten uns etwa zweihundert Kilometer von unserem eigenen Stamme entfernt haben. Nicht in Luftlinie, denn ich war manche Umwege gefahren, um feindlichen Zeltlagern auszuweichen. Anfangs sichteten wir hier und da feindliche Trupps, die manchmal ganz unerwartet auftauchten und uns beschossen. Die Entfernungen waren aber immer zu groß. Ohne Schaden zu nehmen und ohne feindliches Feuer erwidern zu müssen, erreichten wir am Nachmittag die Weidegründe von Methel in der Hochlandsteppe zwischen den nördlichen Hügeln des Abu Rijmeyn.

Nachdem ich den Wagen angehalten hatte, traten wir hinaus in das grüne Meer der wogenden Gräser und Blumen. Eine aromatische Brise wehte über das reiche Land. Wir atmeten tief die süße Luft der blühenden Steppe und betrachteten sehnsüchtig die fernen Quellen dieser Fruchtbarkeit: schwere Regenwolken, die über den Horizont heraufgezogen waren . . .

Faris breitete in Begeisterung seine Arme aus, als wollte er dieses Paradies in einer Umarmung an sich ziehen.

Hohe Halme und zarte Gräser umflossen unsere Hirtenmäntel. In Andacht versunken, blieben wir in den knietiefen Triften dieser schönen Wiesen stehen. Ein lauer Wind zog über die leise wogende grüne Flut. Eine Lerche stand jubilierend über einer blumigen Halde. Grillen zirpten zu unseren Füßen. Minze und Salbei dufteten.

Faris schritt von uns hinweg. Er ließ seine ‚Alba‘ von den Schultern gleiten. Dann blieb er stehen und betrachtete die vom Hirtenfrieden Arabiens behüteten Fluren, die feierliche Steppe. Wie ein Fürst von Redhar, dessen Zelte und Kamelherden in Midian und Ephra die Hügel bedecken.

Seine Blicke umfaßten die reiche, schöne Welt, das verheißene Land, das von seiner Phantasie mit den „Bedû“ und ihren Herden bevölkert wurde.

Wie könnte ich beschreiben, was meine Seele bewegte, als meine Augen auf der gebeugten Gestalt inmitten der gesegneten Fluten ruhten.

„Laß Ismael vor dir leben!“ rief ich unwillkürlich aus.

Faris schien niedergedrückt von den Sorgen um sein Volk, in welchem er nur ein Fremdling war. Nieder gebeugt von der schweren Not des sterbenden



Graslandes da unten in der vertrockneten Ebene, wo unser verhungertes Stamm wanderte.

Ein leises Zittern durchlief Faris, und eine tiefe seelische Erschütterung kam über ihn. Seine Gestalt neigte sich, er war auf seine Knie gesunken und barg sein Angesicht in die hohen Gräser und Blumen. Als die Halme vor ihm zusammenknickten, streichelten seine Hände die geliebte Erde. Sehnsüchtig rief er aus: „Ya ummi — meine Mutter!“

Die Wildnis war sein Mutterland: reich, schön und geliebt! Er hat nie die Städte gekannt.

Faris raffte mit jeder Hand ein Bündel langer Gräser samt ihren Wurzeln aus der Erde. Sie sollten Zeugnis ablegen von dem Lande, in welchem wir als Rundschafter geweilt hatten. Auch für mich und für jeden Sklaven raufte er einen Arm voll heraus, damit wir es mit nach Hause nähmen.

Als wir in das Lager zurückkehrten, saßen Hunderte von Männern vor dem Eingang zu Tra'd ibn Sattams Zelt und warteten, daß wir ihnen über das Land im Norden berichten sollten. Sklaven trugen dürres Reisig und trockene Kräuter herbei und legten es auf das glimmende Feuer. Die Flammen schlugen bald knisternd bis zur Decke hinauf, und das schwarze Zelt leuchtete im Innern wie ein glühendes rotes Gewölbe.

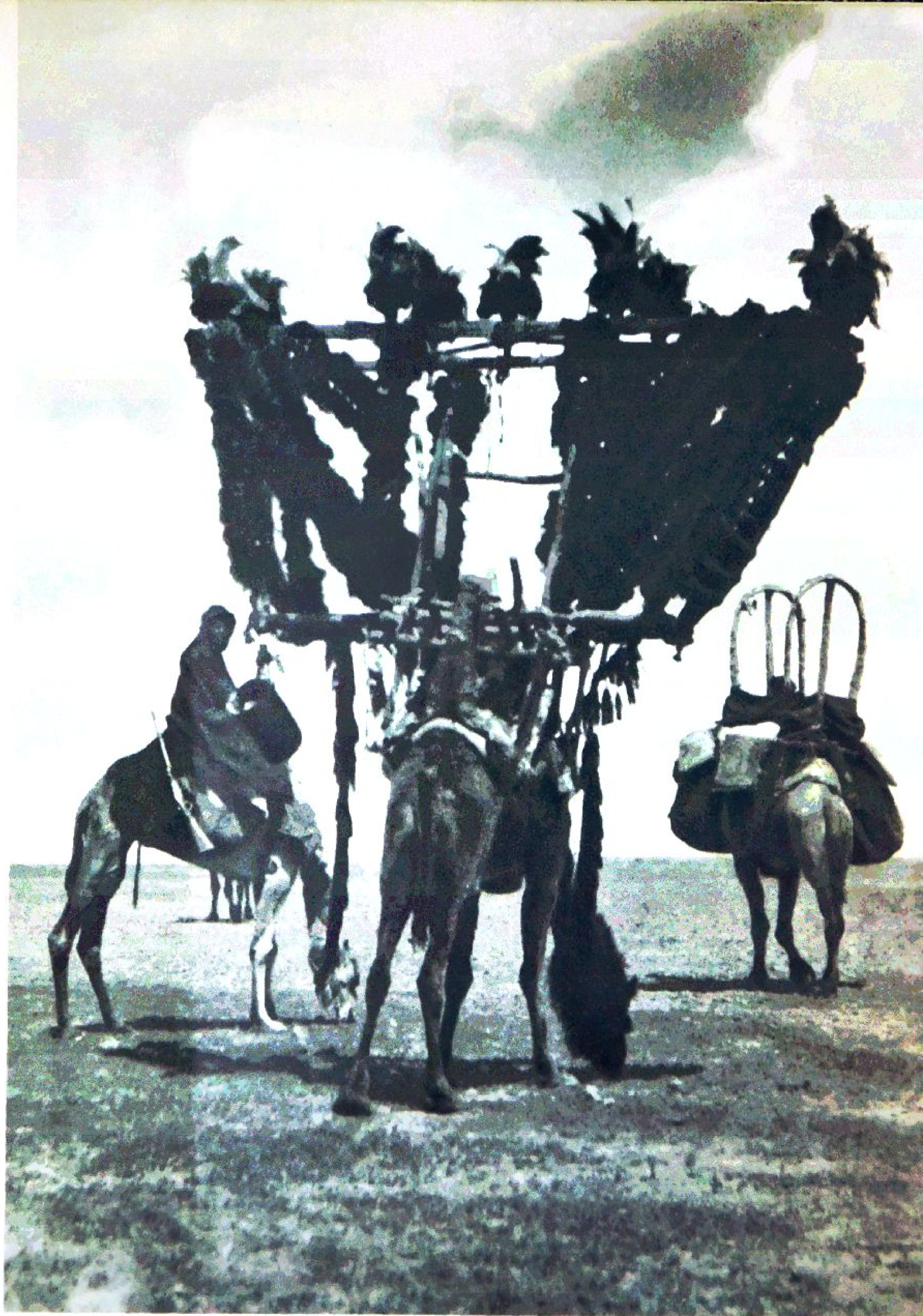
Im Schoße von Faris lag ein Bündel welker Blumen, lag verblühtes Gras. Ein totes, aber ein kostbares Zeugnis.

Die ganze Nacht hindurch kamen Leute; selbst aus den entferntesten Lagern. Sie schauten auf die langen Stengel und Halme und betasteten die Zeugnisse mit einem Ausruf der Freude und einem Lob zu Gott.

Hin und wieder verteilte Tra'd ibn Sattam einen Grassengel, der von einem zum andern wanderte. Manche zeigten eine solche Hochachtung, daß sie die Blumen und Gräser an ihre Lippen drückten und: „Ya hayât — o Leben!“ ausriefen.

Jedesmal, wenn Tra'd eins von den bewunderten Andenken aus dem Weidegebiet seiner Feinde verschenkte, sagte er: „Hier sind die Zeugnisse des Lebens! Sagt euren Kindern, daß wir wandern!“

Die Reiter hatten sich auf ihre Pferde geschwungen und sprengten in die Nacht zu ihren Zelten, um ihren Frauen und Kindern und ihren Nachbarn die Halme des Lebens zu zeigen und das Wunder von der Hochlandweide zu berichten.



Das mit Straußensfedern geschmückte Kriegsbanner des Kualastammes



Das Straußenbanner und die Fahne des Propheten an der Spitze des Kriegszuges



Die Heiligkeit des jungen Lebens: Das mitten im Kampf geborene Fohlen darf sein Besitzer unbehelligt heimführen



Wir wandern!



Wir reiten!



Wir jagen!

Am nächsten Abend, als im Hauptzelte noch einige Leute ein und aus gingen oder mit mir am Feuer saßen und sich unterhielten, verlangte eine wohlbekannte Stimme Kaffee. Wir schauten überrascht nach dem Frager. Mitten unter uns saß Amir Fuaz. Unbemerkt war er eingetreten und hatte sich unter seine Gäste gesetzt.

„Gott sei Dank, daß du wieder da bist“, rief ich aus. „Ich überlasse dir gerne alle Verantwortung.“ Und mit diesen Worten bot ich ihm den Ehrenplatz an. Fuaz hatte nichts erreicht. Die Franzosen beharrten auf ihrem Standpunkt, die Engländer erklärten sich uninteressiert, und sein Verdacht bezüglich der Hinterlist des Kommandanten von Rutbah Muhammed Yassin Bens, hatte sich als unbegründet erwiesen.

Da bot ich ihm an, meinerseits eine Verständigung mit seinen Feinden zu versuchen.

Fuaz ließ sich schwer dazu bewegen, sein Jawort zu meiner Reise zu geben, obwohl er persönlich nichts gegen meine Einmischung in seine Stammesangelegenheiten hatte. Er fürchtete nur, daß dieser Friedensschritt von seinen Feinden als Zeichen der Schwäche ausgelegt werden könnte. Schließlich aber, nachdem ich ihm lange beruhigend zuredet hatte, sagte er ganz unerwartet: „Gehe denn in Gottes Namen zu Ibn Mehend. Mein Schwager war ja doch stets dein Freund!“ Er ließ Faris und Mijhem, seinen Halbbruder rufen, damit sie mich begleiteten. Als persönlicher Schutz waren uns Mnahi und ein Freund von Faris, ein Buld'Ali-Häuptling aus Syrien, ein gewisser Abd el-Karim und dessen Sklave Sleyman zugeteilt worden.

★

Die feierliche Versammlung unserer Feinde saß gerade beisammen, und die Konferenz der Häuptlinge war in vollem Gange, als wir eintrafen.

Ibn Mehend sah gealtert aus. Ein verbitterter Zug verhärtete sein Angesicht. Der unangenehme Eindruck wurde noch erhöht durch die gefärbten Haare seines Bartes und seiner Augenbrauen. Ein dicker wollener Schal hüllte trotz des sonnigen warmen Tages Hals und Kopf ein. Er litt seit Jahren an einem auszehrenden Fieber, welches er sich — wie so viele andere Fid'an-Beduinen — in den ungesunden Ebenen am Euphrat zugezogen hatte.

Ibn Mehend war bei unserem Eintreffen von seinem Sitze aufgestanden; als er aber die bekannten Gesichter seiner Feinde erblickte, kehrte er sofort an seinen Platz zurück und winkte den Führer seiner Leibwache heran.

Anstatt mir den Gruß des Friedens zu entbieten, hatte er mich nur mit einem finsternen Blicke gestreift. Glücklicherweise erfaßte ich sofort die für uns sehr gefährliche Situation und bat meine Freunde, nicht ohne mich in den Kreis der Häuptlinge zu treten.

Niemand hatte sich erhoben, und keine Seele dachte daran, uns zu begrüßen. Ibn Mehend drehte uns noch immer den Rücken zu. Er hielt seine Lippen an das niedergebeugte Haupt seines Sklaven und wisperte ihm etwas zu. Andere hatten sich in Verachtung von uns abgewandt. Die Männer der Leibwache hätten schußbereit ihre Hände um die Pistolenschäfte gelegt und warteten gespannt auf ein Zeichen ihres schwarzen Führers, der noch immer mit einem Ohr dem leisen, aber aufgeregten Redeschwall des Häuptlings lauschte.

Ich ließ mich inzwischen in nächster Nähe von Ibn Mehend nieder und wies Faris und Mijssem an, Platz zu nehmen, während Abd el-Karim mit unseren Sklaven im Auto wartete.

Ein paar Leute stießen wütende Ausrufe über mein eigenmächtiges Benehmen aus.

Ibn Mehend, in seiner Unterhaltung unterbrochen, drehte sich erstaunt herum. Er betrachtete Faris und Mijssem mit finsternen zusammengekniffenen Augen und würdigte sie mit keinem Gruße. Ich ahnte nicht bloß, sondern ich fühlte geradezu die mörderischen Pläne, die sich im selben Augenblick im Kopfe Ibn Mehends formten. Ein Zeichen von ihm oder von irgendeinem anderen der versammelten Häuptlinge wäre Faris und Mijssem — und vielleicht auch mir — zum Verhängnis geworden.

Über Ibn Mehends Benehmen entrüstet, hatte ich aber nicht den Bruchteil einer Sekunde unbenützt vorübergehen lassen. Als er meine Freunde mit seinem finsternen Blicke streifte, hatte ich mich sofort von ihm abgewandt und seinen verachteten schwarzen Kaffeekoch begrüßt: „O Knabe — Kraft mit dir!“ Der Sklave blickte erschrocken auf, aber er wagte nicht, mir zu antworten; nur seine Augen rollten scheu zwischen seinem Herrn und mir hin und her. Plötzlich gab Ibn Mehend einen Wink, und seine Schwarzen versuchten, ihre Pistolen aus den Gürteln zu reißen. Mir sank — nein, mir sackte der letzte Rest von Mut und Selbstbeherrschung wie ein schweres Stück Blei in die Knie. Da merkte ich erst, daß die Sklaven Ibn Mehends nicht gewagt hatten, ihre Waffen zu heben und anzuschlagen, denn Faris und Mijssem hatten bereits geistesgegenwärtig ihre Revolver gezogen und hielten sie schußbereit auf Ibn Mehend gerichtet.

Durch ihre kaltblütige Haltung war auch meine Entschlossenheit zurückgekehrt. Ich rief dem Kaffeekoch vorwurfsvoll zu:

„Ist es im Hause Ibn Meheyds verboten, einem Gaste, der sich niedergelassen hat, die Tasse des Friedens zu reichen?!“

Der alte Neger am Kaffeeherde zitterte, als endlich seine Hand nach der kleinen Porzellantasse griff, die umgestülpt auf dem Henkel eines großen Kaffeetopfes trocknete. Sein dunkles Gesicht wandte sich noch einmal fragend seinem Häuptlinge zu. Ich wollte aber nicht länger zuschauen. Als ich die zögernde Hand des Sklaven bemerkte, sprang ich auf und stand augenblicklich neben dem Kaffeekoch. Mit einer Hand langte ich nach der weißen, dickwandigen Tasse; mit der anderen hob ich eine von den geschnäbelten Kannen aus dem Feuer und schenkte ein. Die Finger brannten mir von dem heißen Gefäß, das in glühender Asche gestanden hatte. Ich verbiß mir aber den Schmerz, und indem ich mich herumdrehete, bot ich Ibn Meheyd die kleine Tasse mit dem Wunsche des Friedens an. Ibn Meheyds Haupt war gesenkt; seine Blicke kamen von unten herauf zu mir. Er mußte das Gesetz der Wüste erfüllen. Er mußte den von mir angebotenen Kaffee entgegennehmen. Auch konnte er das Leben meiner Freunde nicht aufs Spiel setzen, ohne sein eigenes zu verwirken. Bei dem kleinsten Wink wäre er sofort von den Kugeln von Faris und Mijhem durchbohrt worden.

Sein Gesicht war abgewandt. Ich trat hinter ihn und legte meine Hand auf seine Schulter:

„Friede!“ rief ich aus.

Der Häuptling drehte sich nach mir um. Seine Augen glühten fanatisch, aber trotz des bösen Gesichts bot er mir jetzt ebenfalls Frieden und wies mir seinen eigenen bequemen Platz zum Ausruhen an.

Erst jetzt wagten Faris und Mijhem, ihre Waffen einzustecken, denn das Wort „Frieden“ war offiziell aus dem Munde des Gastgebers gefallen.

Ibn Meheyds Sklaven schoben uns Kissen am Kamelsattel zurecht.

Ibn Meheyd nahm selbst die kleine Porzellantasse aus der Hand seines Sklaven und reichte sie mir mit den Worten: „Sei willkommen! Mag es dir angenehm sein!“ Noch zweimal wiederholte er diese Worte, welche Frieden und Sicherheit gewährleisten. Auch Faris und Mijhem tranken mit ihm.

Für unsere Denkungsart als zivilisierte Menschen müssen solche Verhältnisse und Ereignisse unverständlich erscheinen. Wenn man aber längere Zeit mit den Beduinen gelebt hat, versteht man, daß diese ungeschriebenen Gesetze

beduinisch gesellschaftlicher Ordnung allen Verhältnissen der Wüste in Jahrtausenden genügt haben. Ohne diese „Spielregeln“ wäre alles menschliche Leben in Arabien bereits seit undenklichen Zeiten ausgestorben . . .

*

Als ich Ibn Mehynd bat, sprechen zu dürfen, erklärte ich ihm den Zweck meiner Reise und richtete an alle Anwesenden die eindringliche Mahnung, mit den Kuala Frieden zu schließen und — wie in früheren Jahren — die Weidegebiete brüderlich zu teilen. Ich hielt ihnen sowohl die Vorteile der Einigkeit, als auch die Nachteile ihrer Zwietracht vor Augen und betonte vor allem, daß sie sich nur raffestremden, politischen Mächten in die Hände spielten, die eines Tages, wenn sie alle geschwächt waren, ihren völligen Untergang herbeiführen würden. Meine Auseinandersetzungen begegneten aber nur eisigem Schweigen. Die meisten Häuptlinge saßen vornüber gebeugt und klopften scheinbar gelangweilt mit ihren Kamelstöcken auf die Erde.

Ich wußte glücklicherweise, daß diese Gleichgültigkeit nur eine künstliche war, und ließ mich nicht abschrecken.

Noch einmal redete ich die Versammlung an und mahnte sie mit noch größerer Überzeugung an die Vorteile eines guten Willens und gerechten Friedens. Schließlich erreichte ich es, daß sie wenigstens ihr feindseliges Schweigen aufgaben und sich in eine Art Diskussion mit mir einließen. Aber wer da glaubt, daß sich Beduinen so schnell überzeugen lassen, irrt. Es vergingen Stunden, und es wurde bereits Mitternacht.

Da bat Faris, im Namen von Fuaz sprechen zu dürfen. Ibn Mehynd nickte ihm zu.

„Frieden!“ sagte Faris. „Wahrhaftig, der Feind des Lebens stößt die Lebendigen zurück. Die Milch von der Brust der Wüste ist Staub geworden. Wie bittere Myrrhe schmeckt es dem Durstigen. Unsere Brunnen sind versiegt — die Weidegründe von der Sonne geröstet — unsere Kamele erliegen im Lande des Hungers und Durstes — Tausende sterben auf den Pfaden der Erde. Lob sei Gott, daß er seine Hand noch über euch offenhält, über den Kuala aber ist sein Himmel verschlossen. Uns liegt es fern, als eure Feinde zu kommen. Wir wollen als Gäste euer Grasland betreten.“

Seine Worte hatten einen tiefen Eindruck hinterlassen. Faris hatte als ein Beduine geredet. Eine Sprache, die sie alle begriffen. — — —

Die Häuptlinge zogen sich zurück. Sie standen für etwa eine halbe Stunde

unter dem Sternenhimmel zwischen Kamelen, Pferden und Schafen, diskutierend und gestikulierend. Dann kehrten sie zurück und ließen sich schweigend im Kreise des Lagerfeuers nieder. Nur Nakan, der Häuptling der Saba, fehlte. Ein Zeichen, daß er sich mit Ibn Mehend und seinen anderen verbündeten Schinukhs ihrer Friedensbedingungen wegen überworfen hatte. Mich beschlich sofort das Gefühl, daß Nakan, der als der hinterlistigste aller Feinde galt, uns auf der Rückfahrt aufslauern würde.

Als wir eine neue Runde von Kaffee beendet hatten, lehnte sich Ibn Mehend in seine Kissen und rief aus:

„O Versammelte! Unser Wunsch ist es, mit den Kuala Frieden zu halten. Aber Gott will, daß Krieg besteht zwischen Fuaz Ibn Scha'lan, Tra'd Ibn Wilhem und unseren Schinukhs. Wir bestimmen daher, daß Frieden sei zwischen den Stämmen, aber Krieg unter den Häuptlingen.“

Ibn Mehend bot mir seine Hand. Ich dankte ihm und allen Versammelten, daß sie mit den Kuala und Buld'Ali ihre Weidegebiete in diesem Sommer teilen und mit dem Volke in Frieden nebeneinander leben wollten. Ich sprach auch meine Hoffnung aus, daß die streitenden Häuptlinge untereinander bald Frieden schließen möchten.

Es wäre zwecklos gewesen, noch mehr Worte für die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den Schinukhs zu verlieren. Wenn Ibn Mehend und seine Verbündeten ihr Versprechen vom Frieden unter den Stämmen wahr machten, dann durfte ich mit dem Erfolg meiner Reise wahrhaftig zufrieden sein. Dann war tatsächlich ein Wunder geschehen!

*

Bereits vor Sonnenaufgang wachte ich durch das Hantieren des Kaffeetochs mit seinen Kannen und anderen Geräten auf. Er rückte gerade die Wassertöpfe über sein flackerndes Feuer.

Unter dem Zelteingang, im heißenden Rauche des Herdes, stand die alte Stute, welche mich am Abend hergetragen hatte. Es war noch immer Nacht, aber die Sterne verblaßten, und das lichte, grünliche Grau der Morgendämmerung offenbarte sich wie ein feiner Schleier über der Steppe. Es war still umher und die Wildnis so voll Frieden, daß man von Andacht erfüllt wurde.

Ich trat unter dem verräucherten Dache ins Freie hinaus, wo Rauaf's Kamelherde noch wiederkäuend zwischen den Zeltseilen lagerte.

Mein Blick fiel in den dämmernden Morgen. Endlos lag die leichtgewellte Steppe vor mir, und ein wundervoller Duft strömte von ihr aus . . .

Wo aber waren die Zelte und Herden, die noch um Mitternacht die ganze Umgebung bedeckt hatten?

Ich lief ein Stück hinaus ins Freie und schaute mich um. Weit und breit war kein anderes Zelt sichtbar. Wie ein dunkles Braß auf weiter See lag unsere schwarze Hütte verlassen da. Ein sonderbares Gefühl der Einsamkeit überfiel mich zum erstenmal in meinem Leben unter den Arabern. Ich war nur mit einer Handvoll von Freunden zurückgelassen, wo am Abend zuvor Tausende um uns in ihren schwarzen Behausungen gelagert hatten. Lautlos hatten die Beduinen ihr großes Lager noch vor Morgengrauen abgebrochen. Frauen, Kinder und Tiere waren hinweggeschmolzen wie eine trügerische Luftspiegelung, ich konnte es kaum fassen.

„Faris, Mihem!“ Ich weckte die Schlafenden. Sie kamen heraus. Auch Scheyth Nauafes Saleh, in dessen Zelt wir geschlafen hatten, war aufgestanden. Ich nahm seine Hand und fragte ihn:

„Was soll das alles bedeuten?“

„Was es bedeutet, fragst du?“ Nauaf schaute sich um und rief aus:

„Ibn Mehend bricht sein Wort niemals. Was er dir gestern nacht versprochen hat, das hält er bereits heute morgen.“

Wahrhaftig, Ibn Mehend hatte seine Weidegebiete freigegeben, um den Kuala Raum zu bieten!

Nauaf wies mit seiner Hand auf eine lagernde Gruppe in der Ferne. Gerade dort, wo gestern abend Ibn Mehend's Zelte sich erhoben hatten.

Wir ritten zu der kleinen Gruppe von Menschen hinüber. Ibn Mehend lagerte wahrhaftig dort mit sechs Mann seiner Leibwache. Sie ruhten auf Beduinensweise mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich. Neben ihnen befanden sich ein kleiner, grauer Aschehaufen und jene drei rauchgeschwärzten Steine, über denen noch in der letzten Nacht die Kochtöpfe gestanden hatten. Ein messingnes Kohlenbecken verbreitete etwas Wärme. Der Häuptling hielt die weiten Ärmel seines Hirtenmantels darüber und erhob sich, als wir uns ihm näherten.

Als ich mich vom Pferde geschwungen hatte, trat Ibn Mehend auf mich zu und legte väterlich einen Arm um meine Schultern.

„Mein Sohn!“ sagte er freundlich. „Siehst du ein, daß Ibn Mehend seinem Versprechen treu geblieben ist?“

Seine Augen sagten mehr als die wenigen Worte.

Ich hatte seine rechte Hand erfaßt und drückte sie dankbar mit beiden Händen.
„Möge Gott alle deine Wünsche in Erfüllung gehen lassen“, sagte ich zum Abschied.

„Besuche mich diesen Sommer“, rief er mir zu, „und zelte mit den Fid'an.
Du bist zwar ein Ruenli, aber wir rechnen dich auch zu uns. Gott sei mit dir auf deinen Wegen.“

Der Autokampf

Auf der Rückfahrt in das Kualalager, etwa eine Stunde, nachdem wir Ibn Mehend verlassen hatten, wurden wir plötzlich in einem Wadi von Beduinen aus dem Hinterhalt überfallen — Abd el-Karim, der Fariß besonders teuer gewesen war, nahm in diesem kurzen Kampf ein tragisches Ende. Schwerverwundet, ließ er sich plötzlich von seinem Leibsklaven vor unseren Augen durch einen Kopfschuß von unaussprechlichem Leiden befreien. Der Feind, der sich zurückzog, hatte drei Tote hinterlassen, bei deren Untersuchung es sich herausstellte, daß es Saba-Beduinen vom Hause Kafans waren.

Als wir noch mit den Toten beschäftigt waren, meldete Sleyman, der auf Wache stand und durch sein Glas die Umgegend betrachtete, daß sich drei Autos näherten. Sie versuchten, in großer Entfernung das Wadi zu überschreiten und auf unsere Seite zu gelangen. Mnahi ließ schnell die erschossenen Feinde auf das Grab Abd el-Karims werfen.

„Mögen sie eine Beute für Nasgeier und Hyänen werden!“ rief er aus.

Wir machten uns inzwischen kampfbereit und schoben unser Automobil an eine geschützte Stelle im Wadi. Vorsichtig pirschten sich die Saba' näher heran. Sie waren kaum zu erkennen in der grellen Weite, aber schließlich gelangen uns einige Treffer, und die Feinde begannen sich vor unseren weittragenden Gewehren zurückzuziehen.

Während Fariß und Sleyman die Gegner weiter beobachteten, machten wir anderen uns daran, die in dem vorhergegangenen Kampf zerschossenen Reifen an unserem Wagen auszuwechseln und den beschädigten Kühler zu löten. Das konnte selbstverständlich nur recht notdürftig geschehen. Es genügte aber glücklicherweise, um den schweren Wagen aus dem Flußbett herauszufahren und auf die Gegner zu richten.

Die Saba' verteilten sich, als wir näher an sie heranzufahren. Sie versuchten von zwei Seiten anzugreifen. Mitthem folgte zuerst dem einen Wagen, rechts von uns, der plötzlich eine Schwenkung ausgeführt hatte und stehenblieb. Aus seiner Breitseite überschüttete man uns mit einem Hagel von Blei, aber trotz einiger Volltreffer vermochten wir dennoch, ein Stück näher an unsere Gegner heranzubrausen. Schuß um Schuß erwiderten unsere Gewehre. Es klirrte von Eisen und Stahl. Es knatterte der Wind in unseren Mänteln. Schüsse



Das Auto als Kampfwagen der Kula



Dem Feind entgegen!



Opfer eines „Ghazu“



Der tote Feind als Deckung

peitschten. Sand und Kies spritzten über das Auto hinweg in unsere Gesichter. Wilde Rufe stießen unsere Leute aus. Es mußten auch einige verletzt sein, denn es wurde auf unserer Seite weniger geschossen.

Faris, Mnahi und Sleyman waren tatsächlich mehr oder weniger verwundet, sie versuchten aber trotzdem weiterzukämpfen.

Mit einer neuen Runde von Stahlmantelgeschossen machten wir schließlich den Gegner kampfunfähig und richteten ihn so übel zu, daß wir überzeugt sein konnten, alles Lebendige in seinem Wagen ausgelöscht zu haben. Bis auf hundert Meter fuhren wir heran, ohne beschossen zu werden. Jetzt mußten wir aber abbiegen, denn zu unserer Linken tauchten, bereits gefährlich nahe, die beiden anderen Automobile auf. Nach zwei Kilometern blieb unser Wagen stehen. Es war unmöglich, mit unserer beschädigten Maschine entfliehen zu können. Mijhem gab daher ein Zeichen, unseren Wagen augenblicklich zu verlassen. Nun zeigte es sich erst, welche schwere Verletzungen Faris und Mnahi davongetragen hatten. Faris vermochte sein rechtes Bein nicht mehr zu bewegen. Ich faßte ihn daher beim Aussteigen um die Hüfte und stützte seinen Körper, während er sich auf mich lehnte. Glücklicherweise griffen uns die feindlichen Wagen in diesen kritischen Augenblicken nicht an. Der Gegner mußte bedeutendere Verluste erlitten haben als wir. Sie hatten sich außer Schußweite gezogen und beobachteten uns. Diese günstige Gelegenheit benützte ich sofort, um meinen Verbandkasten zu holen und die Verwundeten zu behandeln. Mein geliebter Freund Faris war glücklicherweise gnädiger davongekommen, als ich zuerst gedacht hatte. Der tiefe Schußkanal im rechten Oberschenkel war nur eine stark blutende, große Fleischwunde. Nachdem ich den großen Riß gereinigt hatte, verschloß ich ihn mit einem halben Duzend Wundklammern. Die Kugel dagegen, welche Mnahi verletzt hatte, war, nachdem sie die rechte Schulter glatt durchgeschlagen hatte, im Halsmuskel steckengeblieben. Ich vermochte, das Stückchen Blei leicht zu entfernen, und nahm darauf Sleyman vor, der mir aber nur einige unbedeutende Schrammen am Handgelenk zeigte. Als ich dabei war, Sleyman den Verband anzulegen, rief mir Mijhem zu, mich zu beeilen. Ein neuer Angriff stand uns bevor.

Ich hatte mich erhoben, nahm das Gewehr und den Munitionsgürtel in die Hände und kauerte mich hinter dem Auto nieder. Ich fühlte mich zum Erbrechen übel und schwach; kaum daß ich die Kraft aufbrachte, die Kammer meines Karabiners aufzuklappen und einen neuen Patronenstreifen in das Schloß zu schieben.

Vielleicht war es der Ather gewesen, den ich bei der Behandlung unserer Verwundeten benutzt hatte, der mir dieses Gefühl von Übelkeit verursachte. Mir wurde erst besser, als ich mich mit meinem Karabiner im Arm eine Weile unter das Auto gelegt hatte.

Inzwischen waren die beiden Kampfwagen des Gegners deutlich in Sicht gekommen. Sie fuhren hintereinander, so daß nur der vordere ein sicheres Ziel bot. Wir hämmerten ordentlich in seinen eisernen Leib hinein, aber leider ohne Stahlgeschosse, denn Mijhem, der nur einige Rahmen davon mitgenommen hatte, wollte diese kostbare Munition für den Endkampf aufbewahren. Eine unangebrachte Sparsamkeit, die uns leider sehr teuer zu stehen kommen sollte.

Der vorderste Wagen geriet zuerst ins Schleudern, seine Geschwindigkeit ließ nach — und er blieb auf etwa sechshundert Meter vor uns stehen. Der zweite aber durchraсте diese kurze Entfernung in weniger als einer halben Minute. Als er nur zehn Wagenlängen vor uns mit einer scharfen Drehung abbog, verschwand er ebenso schnell, als er gekommen war.

In diesen wenigen Minuten spielte sich ein Drama ab, dessen genauen Hergang ich kaum zu beschreiben vermag. Ich erinnere mich bloß, daß gerade in den kritischen Augenblicken von unserer Seite nur zwei oder drei Schüsse gefallen waren. Wir hatten den Fehler begangen, unsere Karabiner fast gleichzeitig auf den ersten Wagen abzufeuern.

Als wir unsere Gewehre von neuem luden, gewannen die Leute im zweiten Kampfwagen jene wenigen Sekunden, die sie ungehindert an uns herantrugen und die uns zum Verhängnis werden sollten.

Nachdem der erste feindliche Wagen unter unserem Feuer zusammengebrochen war, hatte ich mich bereits verschossen. Meine Patronenkammer war leer. Im Begriff, mein Gewehr von neuem zu laden, vernahm ich hinter mir einen dumpfen Einschlag — und das Gewicht eines Menschen fiel über mich hinweg. Als ich mich ein wenig hob, um die Last von mir heruntergleiten zu lassen, fiel Sleymans schwerer Körper neben mir auf die Erde. Seine weit aufgerissenen Augen starrten in die Leere. Eine Kugel hatte seine rechte Schläfe durchbohrt und war unterhalb des linken Kiefers herausgetreten.

In demselben Augenblick brauste auch schon, keine hundert Meter entfernt, der feindliche Kampfwagen heran, und ich hörte eine warnende Stimme: „O Barmherziger! O Gnädiger!“

Es war Faris, der geschrien hatte. Durch seine Ausrufe war ich erst darauf

aufmerksam gemacht worden, daß er sich nicht mehr neben mir befand, sondern daß er ohne Deckung im Sande lag. Er war, der besseren Sicht wegen, ins Freie getrohen.

Das Untergestell unseres Wagens war von harten, klirrenden Einschlägen getroffen worden, als die Maschine des Gegners an uns vorüberbrauste. Trotz der Aufregung und dem Klirren und Krachen um mich herum, hatte ich wiederholt jene dumpfen und hohlen Schläge vernommen, die nur der kennt, der an Kämpfen teilgenommen hat.

Es war das Einschlagen von Geschossen in lebende Körper gewesen. Ich hörte auch das Wimmern und Achzen eines Schwerverwundeten. Für einen Augenblick richtete ich mich auf.

Vor mir sah ich einen Menschen, der sich vor Schmerzen auf der Erde wand. Es war Faris!

Mein Blut erstarrte.

Peitschend flogen meine letzten Schüsse hinaus, dem davoneilenden Auto nach. Dann erhob ich mich. Auf meinen Karabiner gestützt, schwankte ich wie betrunken zu Faris. Er ruhte jetzt ganz still mit dem Gesicht auf der Erde. Ich drehte ihn herum. Seine Augen waren starr, aber er lebte. Blut lief aus seinen Mundwinkeln. Sein schönes Antlitz und die Gewänder waren besudelt. Neben ihm lagen Abd el-Karims Sklave und Sleyman auf der Erde ausgestreckt. Sie waren tot. Zerfetzt von Kugeln. Ein fürchterliches Bild.

Ich nahm einen Beutel von dem schwefelhaltigen Wasser, das wir aus Ludmur mit uns führten, und wusch damit das Gesicht von Faris. Er war völlig bewußtlos. Das erleichterte mir die Untersuchung seiner Wunden. Er hatte außer jenem Oberschenkelschuß aus dem ersten Kampfe zwei schwere Verwundungen in der rechten Brust davongetragen. Ich holte schon meine Instrumente und Verbandzeug, und Mijhem half mir, die schrecklichen Wunden zu verbinden. Meiner Überzeugung nach war es überhaupt ein Wunder, daß Faris noch lebte. Die beiden Kugeln steckten in seiner Brust, und es war aussichtslos, daß ich sie zu entfernen versuchte.

Mnahi war vor lauter Schwäche auf dem Trittbrett unseres Wagens zusammengesunken.

Um mich herum schien alles noch unwirklich zu sein.

Ich begann mit Mijhem die verstreuten Gewehre zusammenzusuchen. Wir warfen die leeren Patronen hinaus, luden die Waffen von neuem und lehnten sie an das Auto neben Mnahi.

Als wir die beiden Toten in das Auto trugen, wurde auch Mijhem von einer großen Schwäche übermannt. Er fiel plötzlich wie vom Schlag getroffen auf die Erde und blieb ausgestreckt liegen.

Mit meiner letzten Kraft hob ich die Leiche Sleymans in den rückwärtigen Sitz unseres Wagens. Dann setzte ich mich neben Mnahi auf das Trittbrett. Ich deckte meinen Hirtenmantel über Faris, denn es wurde kühl. Ich fühlte jetzt Durst und nahm den Lederbeutel, mit dessen Wasser ich Faris und den Toten das Gesicht gewaschen hatte, und trank in durstigen Zügen. Das belebte mich wieder. Ich nahm meinen Reiß heraus, denn ich glaubte, bei dem zerschossenen feindlichen Wagen Leben zu bemerken. Ich hatte mich nicht getäuscht! Die Besatzung war dabei, den Schaden an ihrer Maschine zu beseitigen. Deutlich sah ich drei Gestalten herumlaufen. Ich reichte Mnahi mein Glas und bat ihn, die Feinde unter Beobachtung zu halten. Dann bemühte ich mich um Mijhem, der aufstand und seine Schwäche abzuschütteln versuchte. Er stärkte sich mit ein paar Schluck Wasser, und auch Mnahi trank.

Wir besaßen jeder zwei Karabiner. Vier davon waren mit Stahlmantelgeschossen geladen. Diese wollten wir zuerst verwenden. Mijhem vermochte mir jetzt wieder zu helfen. Wir bereiteten für Mnahi einen Sitz, so daß er, am Auto angelehnt, sich mit uns verteidigen konnte.

Die untergehende Sonne näherte sich bereits dem Horizont, als der Wagen des Gegners sich in Bewegung setzte. Zuerst von uns hinweg — aber es war nur geschehen, um besseres Terrain für den Angriff herauszusuchen.

Wir hatten ausgemacht, daß Mijhem zuerst schießen sollte. Mnahi und ich bewahrten unsere Munition für den Nahkampf auf.

Mijhem schoß bedachtsam, aber immer noch schnell genug. Ich hatte ihm bereits das zweite Gewehr mit Stahlmantelgeschossen hingereicht. Nach dem achten Schuß, auf etwa zweihundert Meter Entfernung, blieb der Kampfwagen mit uns zugewandter Breitseite stehen. Er mußte die letzten dreißig Meter steuerlos gefahren sein. Wir sahen deutlich im Vorderitz die zusammengekauerte Form eines Sklaven. Von den anderen Leuten kein Anzeichen. Alles Leben schien ausgelöscht zu sein.

Mijhem, ohne ein Wort zu sagen, war mit seinem schußbereiten Gewehr auf das Auto zugelaufen. Ich rief ihn zurück, als er sich entfernte — umsonst —, jetzt sprang ich auf, um ihn einzuholen. Auf meine wiederholten Zurufe blieb er endlich stehen. Als ich ihn erreichte, liefen wir mit schußbereiten Waffen zusammen weiter.

Endlos erschienen mir die letzten fünfzig Meter. Schritt für Schritt, alle Sinne angespannt, näherten wir uns der Maschine des Gegners.

Nichts regte sich.

Als wir den von unseren Kugeln durchsiebten Kampfwagen erreichten, bot sich uns ein schrecklicher Anblick . . . Drei Schwerverwundete, Sterbende lagen darin. Nur der Mann am Steuerrad befand sich noch bei vollem Bewußtsein. Ich nahm den Leuten ihre Revolver, Gewehre und Munition ab und entlud ihre Waffen. Mihem hatte seine Mauserpistole aus dem Gürtel gezogen. Er war hinter den Mann am Steuer getreten und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf. Die beiden anderen erlöste er ebenso schnell von ihrem Leiden. Alle diese Männer waren Sklaven Kafans gewesen.

Es war inzwischen fast dunkel geworden. Mein Blick schweifte zu dem tragischen Gefährt mit unseren Toten zurück. Gespenstisch still lag es in der Dämmerung. Aber was war das?

Faris, den wir auf die Erde gebettet hatten — bewußtlos und sterbend, saß im Vordersitze unseres Kampfwagens! Er hob seine Hand! Er winkte uns! Es war keine Einbildung der Sinne! Ich ließ Mihem stehen und lief auf Faris zu . . .

Als ich den Schwerverwundeten erreichte und mich zu ihm setzte, breitete er seinen rechten Arm aus und legte ihn über meine Schulter. So lehnte er sich auf mich. Für eine Weile ruhten wir nebeneinander. Ich hatte die Lampen auf dem Armaturenbrett vor uns eingeschaltet. Ein matter Schein fiel über sein farbloses Gesicht. Ein fader süßlicher Geruch drang aus seinen blutgetränkten Kleidern. Er versuchte zu sprechen, aber er litt große Schmerzen und brachte kaum die Zähne und seine blutleeren Lippen auseinander.

Als Mihem zurückgekehrt war, machten wir uns zur Abfahrt bereit. Von den beiden großen Lampen an unserem Auto brannte noch eine. Die andere war zerschossen.

Ich wollte Faris sofort nach Damaskus fahren. Es gab dort verschiedene französische Chirurgen. Er schüttelte aber nur den Kopf und bat, daß wir ihn zu seiner Familie und Luema bringen möchten. Faris war überzeugt, daß er sterben mußte und daß ihm kein Arzt mehr helfen könnte.

So beschlossen wir denn, mit Faris nach dem Zelte seines Vaters zurückzufahren.

Nach einer langsamen, vorsichtigen Fahrt erreichten wir am nächsten Morgen das Kualalager.

Die Wolke in meinen Augen

Als die Sonne aufging, fuhren wir auf dem Rücken einer Anhöhe dahin. In den weiten sanftgewellten Tälern lagen schwarze Zelte. Einige Kamelherden wanderten bereits so zeitig auf die Weide hinaus. Ich hatte das Auto angehalten. Wir betrachteten das friedliche Bild, das sich rings um uns ausbreitete. Schöner konnte die Welt überhaupt nicht sein als an diesem Morgen.

Über dem Gesichte von Faris lag wie auf dem Antlitz der Wildnis ein stiller Zug gebreitet. Aus seinen Augen leuchtete es wie der Strahl eines neuen Lebens. Ich war glücklich, daß wir ihn nach Hause brachten.

Er betrachtete heute alles mit den Augen des Abschiednehmenden. Was ihm sonst nie aufgefallen war — heute sah er es, als ob es zum ersten Male gewesen wäre.

Er fragte mich, ob das „andere“ Leben diesem irdischen gleichen würde.
„Gewiß!“ sagte ich.

Er betrachtete seine blutleeren Hände:

„Einst waren sie stark, aber jetzt ist keine Kraft in ihnen geblieben. Sie sind gelb wie ein reifes Samenkorn. Man wird sie in die Erde legen.“

Er schaute mich bittend an und sagte leise:

„Laß uns zu Tuema fahren!“

Als wir das Lager seines Unterstammes erreichten, umdrängte man uns von allen Seiten, und die Leute begleiteten uns stumm zur Behausung seines Vaters. Aufrecht, nur von mir gestützt, schleppte sich Faris von unserem Auto in sein Zelt. Er wollte sich keine Schwäche anmerken lassen. Sein todbleiches Gesicht aber verriet den Umstehenden, daß es schlimm um ihn stand. Auch der schwerverletzte Mnahi und der an vielen Stellen zerschossene Wagen sprachen nur allzudeutlich von dem tragischen Ausgang unseres Kampfes. Obwohl Hunderte von Männern und Kindern sich um uns scharten und mit ängstlichen und neugierigen Augen uns betrachteten, öffnete niemand seine Lippen zu einer Frage. Selbst die Hunde, welche sonst freudig bellen, wenn ihre Leute zurückkehren, beschnüffelten nur das blutige Gefährt, legten ihre Ohren zurück und schlichen davon, als ob man sie geschlagen hätte. Der Vater von Faris war eingetroffen. Er setzte sich schweigend neben seinen schwerverletzten Sohn. Es kostete ihm eine furchtbare Anstrengung, seinen nach Beduinen-

gebrauch vorgeschriebenen Gleichmut zu bewahren. Er erkundigte sich nicht eher nach dem Befinden seines Sohnes, als bis der Kaffee herumgereicht worden war, und auch dann durfte er nur der Sitte gemäß fragen:

„Faris, so Gott will, darfst du noch bei uns bleiben?“

„Ich lebe, mein Vater, Gott sei Dank! Und es ist Frieden!“

„Frieden?“ fragten überrascht nicht bloß der Vater von Faris, sondern auch einige andere Stimmen.

„Ibn Mehend verkündete es uns im Räte seiner Häuptlinge. Er hat gestern bereits seine Herden in die nördlichen Weiden zurückgenommen.“

Ein Sklave von Fuaz hatte sich plötzlich erhoben und rannte zu seiner Stute, sprang auf ihren Rücken und galoppierte davon, um seinem Herrn die frohe Botschaft zu bringen, daß Frieden sei und daß die Kuala zu den Hügeln wandern dürften.

„Es ist Frieden!“ raunten die Leute in unserem Zelte einander zu — und draußen hörte man die Kinder, wie sie ihren Eltern zuriefen:

„Frieden! — Es ist Frieden! — Wir dürfen wandern!“

Die kleine Schwester von Faris und die Söhne Tra'd Ibn Sattams knieten hinter ihm. Große Tränen liefen über die Gesichter der Kinder. Sie bissen ihre Zähne zusammen, als sie Faris betrachteten, welchen der Tod bereits gezeichnet hatte. Mit unglaublicher Beherrschung versuchte Faris, seinen Zustand zu verbergen und sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Mit größter Kaltblütigkeit und geradezu grausamer Rücksichtslosigkeit wurden die Einzelheiten des Kampfes und das unabwendbare Schicksal von Faris vor seinen eigenen Ohren bis ins kleinste erörtert.

★

Unsere Versammlung hatte über zwei Stunden gedauert.

Als wir uns erhoben, versuchte Faris ebenfalls aufzustehen, aber eine heftige Blutung warf ihn auf sein Lager zurück. Er hatte sein Bewußtsein verloren. Seine Mutter war von dem nahen Ende ihres Sohnes benachrichtigt worden. Als Faris aus seiner Ohnmacht aufwachte, kniete sie neben ihm. Sie hielt seine Hände in den ihrigen. Man merkte es ihr an, daß sie nach einem Blick aus seinen Augen hungerte.

„Mein Sohn!“ rief sie Faris leise zu und küßte ihn, aber Ströme von Tränen liefen über ihre Wangen. Als Faris die in Schmerzen aufgelöste Gestalt neben sich erkannte, zuckte es auch in seinem Gesicht.

„Wer ist diese Frau?“ rief er, sich aufrichtend. „Führt sie hinaus! Ich kenne sie nicht.“

Die Sklaven blickten sich an und zögerten.

„Führt sie hinaus!“ rief er ihnen noch einmal zu.

Da faßte ich das arme Weib selbst am Arm, redete ihr Trost zu und geleitete sie hinweg.

Wir hatten bereits das Zelt verlassen, als die Frau sich von mir losriß. Sie lief zurück und warf sich Faris zu Füßen. Dann raffte sie mit beiden Händen Staub von der Erde auf, streute ihn auf ihr Haupt und rief Gott an, ihr doch den Sohn zu erhalten.

Faris berührte ihren Scheitel und sagte:

„Mutter! Gehe hin! Gott wird dir Kraft geben. Ich möchte nur glückliche Gesichter um mich sehen. Lebte ich etwa, um meinen Tod zu fürchten?“

Er winkte mir zu, seine Mutter hinauszuführen.

★

Als ich aus dem Frauengemach heraustrat, sah ich, daß aus einem anderen Lager am unteren Ende des kleinen Tales ein Reiter auf einer wohlbekanntem morgenroten Stute herangaloppierte. Es war Tuema. In meiner Nähe stieg sie ab.

Sie zitterte am ganzen Leibe, und ihre Stimme war von Tränen erstickt. Ich versuchte, sie zu beruhigen, und redete ihr gütig zu. Ich erwähnte das Erlebnis mit Faris und seiner Mutter. Da raffte sie sich zusammen, küßte meine Hände, drückte sie an ihre feuchten Augen.

„Was soll ich tun, Uzi?“ fragte sie.

„Seine letzten Stunden fröhlich gestalten, Tuema. Zeige ihm, daß du glücklich bist. Das ist alles!“

„Geh voran!“ bat sie und versuchte zu lächeln, aber die Tränen flossen ihr dabei über die heißen Wangen.

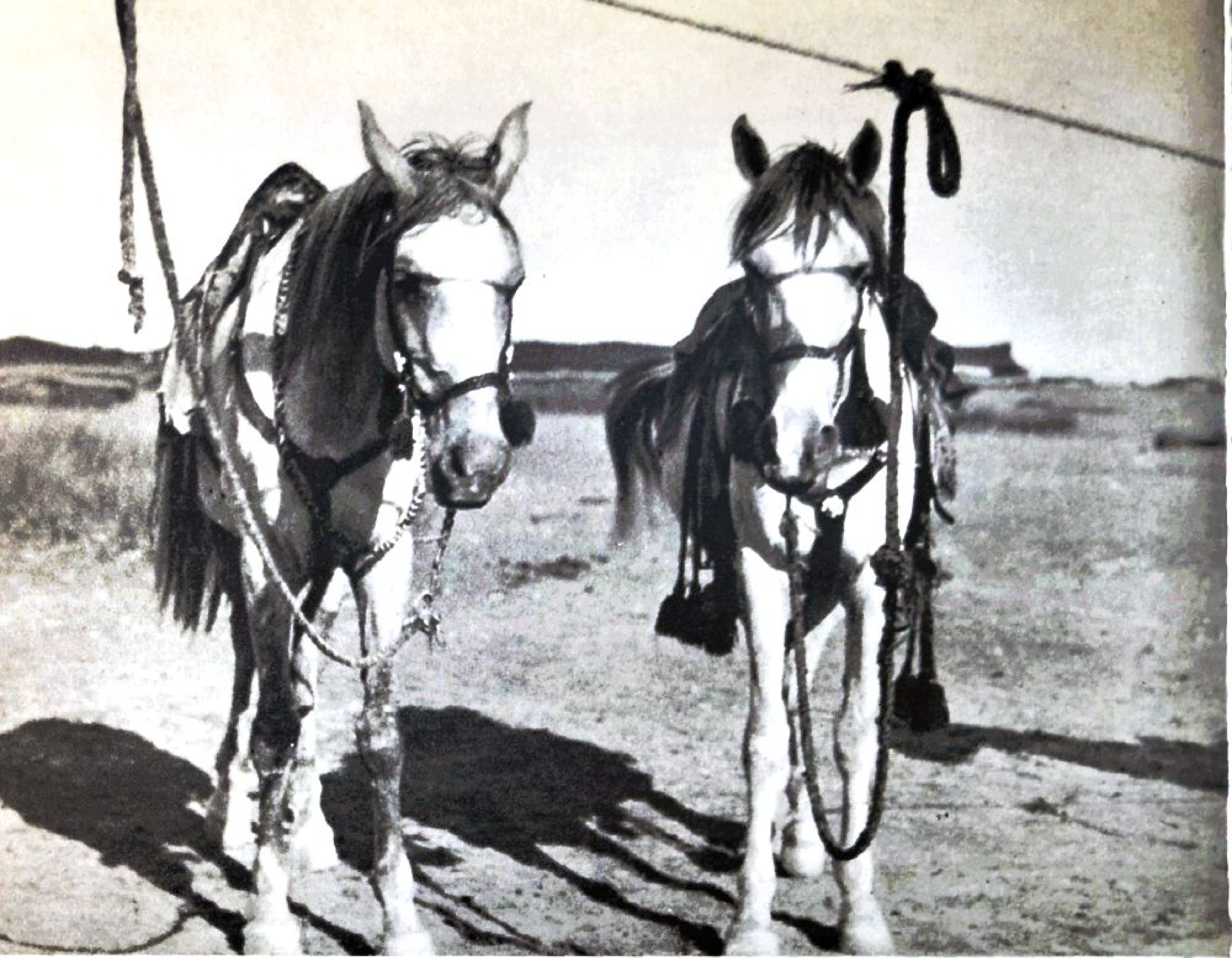
„Geh voran!“ bat Tuema noch einmal. „Ich möchte zuerst die Wolke in meinen Augen versiegen lassen!“

★

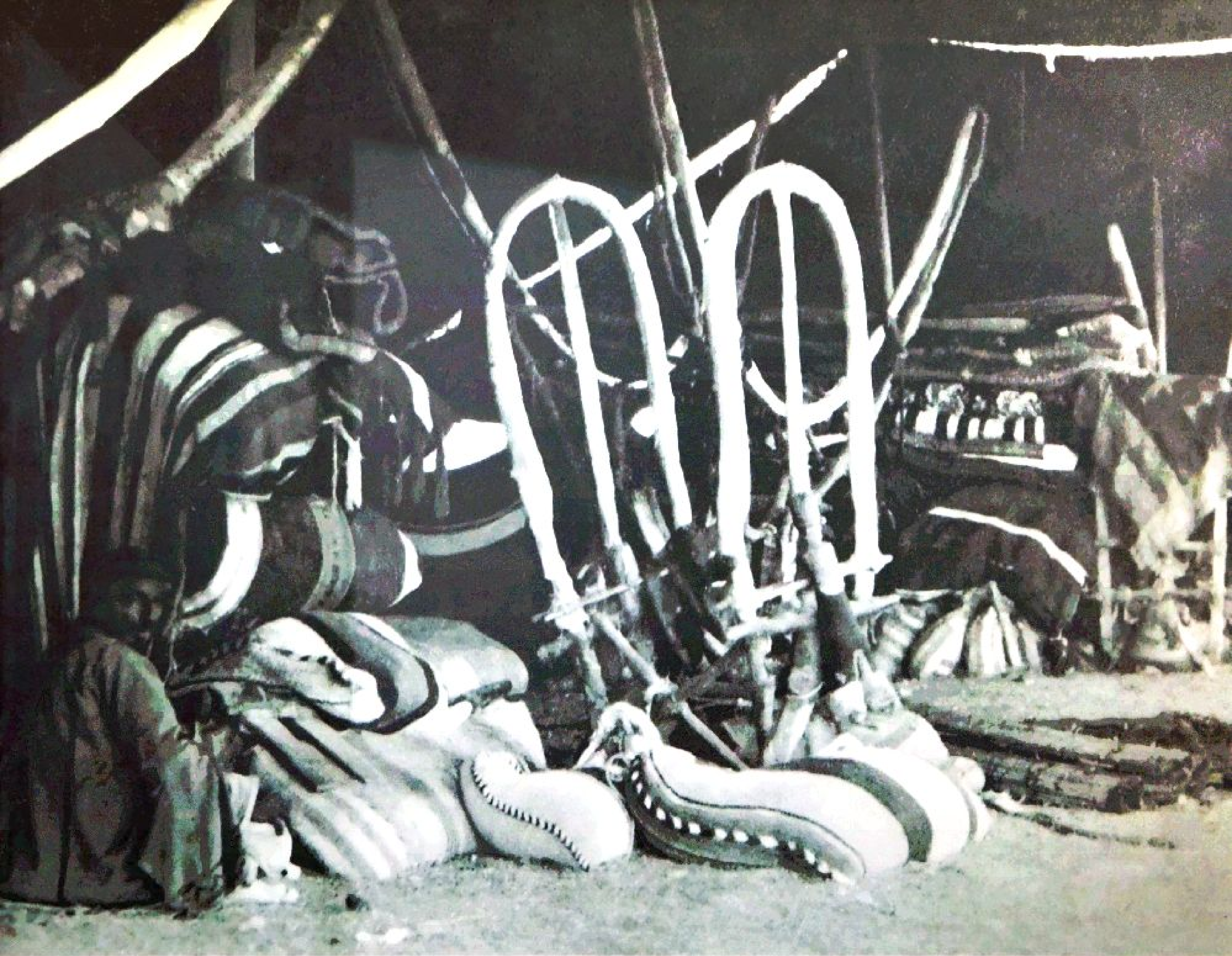
Faris wußte noch nicht, daß Tuema eingetroffen war. Er hatte sich bereits ungeduldig nach ihr erkundigt. Es war beschlossen worden, daß noch am selben Abend seine Hochzeit mit Tuema stattfinden sollte.



Menwer, der Sohn von Faris und Luema



Die Kriegsstuten des Häuptlings warten geduldig an den Zeltseilen



Das Frauengemach des Zeltes mit den Teppichen, Sänften und Vorräten



Sonnenaufgang

Ich teilte Faris jetzt die freudige Nachricht mit, daß ich Tuema gesprochen hatte und daß sie jeden Augenblick kommen würde.

Faris bat, vorher seine Mutter wiedersehen zu dürfen. Ich ging selbst hinüber und brachte die gebeugte Frau in das Zelt. Sie war nur ein Schatten noch, aber dieses Mal schon gefaßter.

Sie wankte zwar, aber sie kniete schon neben ihm. Er hatte die geliebte Mutter an sein Herz geschlossen; seine Augen flossen über. Der Schmerz der Mutter schien dadurch stiller zu werden.

Sie hatte sich aufrecht neben ihr Kind gesetzt und ordnete seine Gewänder. Sie begann, seine schönen langen Zöpfe zu flechten, und sprach einige scherzende Worte über ihn und seine geliebte Tuema. Als sie mit allem fertig war, ging sie, auf meinen Arm gestützt, hinaus und rief Faris zu, daß sie Tuema hinein schicken würde.

Wir hatten Faris ein breites und bequemes Lager bereitet. Er lag mit dem Oberkörper etwas aufgerichtet. Sein Platz war mit Vorhängen abgeteilt, aber je nach der Windrichtung blieb stets eine Seite offen. Seine Augen vermochten, die Umgebung zu überschauen.

Das Gesicht des Freundes überflog plötzlich ein freudiges, aber zugleich erstauntes Lächeln.

Tuema war eingetreten. Leicht wie eine Gazelle war sie von dem anderen Zelte auf unseres zugeeilt.

Als sie aber Faris in seinem hilflosen Zustande erblickte, hatte sie einen unterdrückten Schrei ausgestoßen und war vor Entsetzen über den Anblick ihres Geliebten stehen geblieben.

Schneller aber, als meine Sinne dem ganzen Vorfalle zu folgen vermochten, hatte sie ihre Selbstbeherrschung wiedererlangt.

Tuema lächelte — sie schritt auf Faris zu —

Ihre silbernen Spangen an den Fußgelenken klickten leise, als sie durch das Zelt auf sein Lager zuging.

„Faris! — Du — mein Leben!“ rief sie aus.

Dann kniete sie neben ihm nieder und schlang ihre Arme um seinen Nacken.

Mit zärtlichen Liebkosungen legte sie ihr Köpfchen an seine bleichen Wangen.

Ich sah, daß ihr Mund sich mit seinem Blute färbte, als sie ihn küßte, aber ihre Lippen blieben fest auf seinem Munde ruhen. Sie wollte ihn nicht merken lassen, daß sein Blut auf ihren Hals tropfte.

Kurz vor Sonnenuntergang füllte sich das Zelt mit Verwandten und Freunden. Sie waren als Zeugen der Hochzeit geladen.

Die jungen Mädchen hatten sich bereits die schönste Kamelsänfte in ihrem Lager herausgesucht. Sklaven halfen ihnen, den reichgeschmückten Hochzeits-Baldachin auf ein starkes, wundervoll gezäumtes Kamel zu laden, und brachten es vor Tuemas Zelt. Dort stieg die Braut zwischen die schlanken Hörner des hohen Reitgestells und wurde von ihren Freundinnen mit Singen und Rufen und Schleierschwenken bis zum Zelte ihres Bräutigams geleitet.

Vor dem Frauengemach, aber so, daß Faris von seinem Lager aus alles beobachten konnte, ließ Tuema ihr Kamel niederknien. Mutter und Schwestern des Bräutigams, von zahlreichen Sklavinnen und Bedienten umgeben, begrüßten Tuema und bereiteten ihr einen Empfang vor dem Zelte.

Damit war die eigentliche Feier dieser einfachen Beduinenhochzeit schon beendet. Wir, die wir als Zeugen in der Umgebung von Faris das Einholen seiner Braut miterlebt hatten, standen nun auf.

Über den Hügeln funkelten bereits die ersten Sterne, als ich hinausstrat. Im Tale ruhten still und dunkel die schwarzen Zelte. Die Herden kamen heimwärts gezogen. Ihre Silhouetten tauchten auf den Rücken der Bodenerhebungen auf und verschwanden spurlos in den Senken.

Als meine Freunde das Zelt verließen, riefen sie Faris, der Beduinen Sitte gemäß, zu:

„Kraft! Und Gott sei mit dir!“

Nebenan im Frauengemach wartete Tuema auf unser Weggehen. Als sie unsere Abschiedsgrüße vernommen hatte, zog sie eigenhändig den mittelsten Zeltpfosten aus seiner Lage und legte ihn auf die Erde. Die schwarze Wand des Daches hauchte sich tief herab und berührte fast das Lager ihres Geliebten. Die Seitenstützen und die straff gespannten Seile hielten noch die übrigen Teile der schwarzen Zeltbahn in Manneshöhe über der Erde fest. Das war für die Vorübergehenden ein Zeichen, daß die Braut zu ihrem Geliebten eingegangen war.

In jener Nacht aber starb Faris. Als wir am Morgen sein Zelt betraten, ruhte Tuema bewußtlos an der Seite ihres Geliebten.

★

Die Kuaia wanderten.

Das Leben schritt über den Tod.

Die Stützen in den Zelten waren gefallen. Der Stamm wanderte in den frühen Morgen hinein, einem neuen Weidegrunde entgegen.

Die Erde wurde verschlungen von den unzählig vorwärtstrebenden Menschen und Tieren, um den rettenden Wasserbrunnen und Weidegründen entgegenzufluten. Staubwolken über ihnen bezeichneten den Weg, den sie einschlugen. Sie kamen wie ein Naturereignis über die ganze Breite der Wildnis gezogen, und die magere Weide versank unter ihren Hufen und Mäulern.

Ismael lebte!

Ismael hatte Frieden!

★

Ich ritt mit Sadha noch einmal auf den kleinen Hügel in der Wildnis. Ein Hund schlich sich hinweg, der auf dem Grabe von Faris geruht hatte. Ein Büschel weißer Straußenfedern steckte zwischen drei schwarzen Steinen, die am Abend vorher am kleinen Feuerherde im Zelte Tuemas gelegen hatten. Es war ihr Abschiedsgruß an den Geliebten. Als der Wind darüber wehte, brach er eine „Blume“ aus dem unverwelklichen Strauße und trug sie über die Erde. Ich hielt meine Stute an und stieg ab, um die weiße Feder zu erhaschen und als Erinnerung aufzubewahren.

Aus der Ferne blickte ich zurück. Der einsame Hund war zu dem Grabmal zurückgekehrt. Er drehte sich immerzu im Kreise. Dann legte er sich zusammengerollt hin und versteckte seinen Kopf am Bauche. Er trauerte um seinen toten Herrn. Niemand suchte ihn, niemand kümmerte sich um ihn.

Ich wollte bereits Sadha weglenken, da bemerkte ich einen Reiter, der auf mich zukam. Ein Beduine auf einer weißgestiefelten, morgenroten Stute. Er hatte sich von einer Gruppe Kethebs (Kamelsänften) und bepakter Kamele getrennt und kam in Karriere dahergeritten.

Es war Tuema!

Sie parierte ihr Pferd unweit von mir. Das Tier schnaubte ungeduldig.

„Friede!“ rief sie und hob ihre Hand.

„Friede! Tuema!“

In meinen Augen wallten die Tränen empor.

„Schusch!“ rief die Geliebte. Der Hund erhob sich vom Grabe und lief auf sie zu und blieb dann mit rückwärts gewandtem Kopfe stehen.

„Schusch!“ rief sie noch einmal, und als sie wegritt, folgte ihr der Hund.

Die Kuaia wanderten.

Die Welt bedeckte sich mit Kamelen.

Ludmur geriet einige Tage später in den Strudel der wogenden Massen. Sie tranken von dem schwefelhaltigen, aber gesunden Wasser, das aus den Hügeln in einem breiten, klaren Bache hervortritt und sich in der Ebene und in den kleinen Gärten verläuft.

Tagelang — unaufhörlich — zogen immerzu neue Kamelschwärme aus dem Innern der Wüste wie Heuschrecken heraus, um an den Wasserstellen am Fuße der Hügel zu tränken.

In der Mitte der Kuaia ritt ich wieder mit Amir Fuaz neben dem „Abu-Duhur“, dem heiligen Stammesbanner, das einsam ohne Kriegerwache, nur von einigen Kamelsänften der Häuptlingsfrauen begleitet, dahinzog.

Unsere Kriegsgöttin aber und ihren Geliebten suchten wir vergeblich unter dem jungen Volke, das auf Stuten — von Windhunden umbellt — dem Stamme vorauseilte.

Alte Hirtenlieder ertönten, als sich das reiche Leben Gottes vor uns ausbreitete und wir mit jedem Schritt immer tiefer in immer schönere Weidegründe eindringen. Tagelang — dem blühenden Hochland entgegen.

Ich werde niemals dieses herrliche Bild des frohen Volkes und seiner zufriedenen Herden vergessen, die im Dahinschreiten die saftigen Kräuter und üppigen Milchpflanzen rupften . . .

Ich werde aber auch niemals jene Nachzügler vergessen, die vergebens das gelobte Kanaan Ismaels zu erreichen versuchten. Es waren Tausende von Kamelen, die sich vergeblich mit ihrer letzten Kraft vorwärtsmühten. Wandellnde Skelette — ausgehungerte Leiber — wankende Gestalten! Hunderte verendeten immer noch am Wege, als die anderen bereits in jenen taufrischen Morgen und in jene satten Triften hineinschritten, die sie dem Hungertode entriffen.

★

Die Not jenes Sommers war vergessen — fast zwei Jahre flossen dahin — — Zweimal seit jenen Ereignissen hatte ich die Kuaia besucht. Aber zum ersten Male wieder das Zelt der Schammarsfamilie Faris Ibn Raif's, denn in der Regenzeit wandern die verschiedenen Unterstämme oft Hunderte von Kilometern voneinander getrennt, und es ist nicht immer gesagt, daß man die Gesuchten so ohne weiteres findet. Die Söhne Tra'd Ibn Sattam's, die

nebenan zelteten, begrüßten mich, und — nach einer Weile traf auch der Vater von Faris ein, und wir feierten unser Wiedersehen und Beisammensein. An einer Ecke im Harems-Abteil war ein hübscher kleiner Beduinenjunge aufgetaucht. Er betrachtete uns mit neugierigen, aber schüchternen Augen. Seine Beinchen waren noch so ungeschickt, daß er sich an einem Zipfel der zerschliffenen schwarzen Zeltwand festhalten mußte.

Eine Frau rief nach ihrem Kinde:

„Menwer!“

Als sie unter dem Zeltvorhang hervortrat und ihren Jungen fand, lachte sie belustigt auf, nahm das Kind an der Hand und wollte mit ihm nach dem Frauengemach gehen.

Ich hatte die junge Mutter sofort erkannt.

Es war Tuema!

Im freudigen Wiedererkennen hatte ich laut ihren Namen gerufen. Überrascht drehte sie sich um und hob ihre Hand zum Gruß des Friedens. Dann bog sie sich zu dem Knaben und flüsterte ihm etwas in die Ohren. Der kleine Bub zeigte auf mich und schaute seine Mutter an. Sie nickte vergnügt, und er verstand, daß er zu mir kommen sollte. Mit ausgebreiteten Armen lief er auf mich zu. Als ich den Knaben zu mir emporhob und an mein Herz drückte, lachte und weinte ich vor lauter Glück. Hielt ich doch den Sprößling von Faris in meinen Armen!

Tuema, zuerst sprachlos über unser unerwartetes Wiedersehen, rief mir schließlich ein von Freude unterdrücktes: „Aiz!“ zu. Auf einen Wink ihres Schwiegervaters ließ sie sich neben uns am Kamelsattel nieder. Sie berührte mich zur Begrüßung nur scheu mit den Fingerspitzen, aber in ihren dunklen Augen lagen Schwermut und Erinnerung. Seit dem Tode von Faris gehörte sie völlig zur Familie Ibn Raif's. Wie eine Schwester und Tochter hatte man sie aufgenommen.

Ein Bild des Glückes war es, als Tuema ihr Kind an ihre Brust zog und sie sich beide hielten.

„Am Abend ging der Geliebte von mir“, sagte Tuema. „Am Morgen ist er zurückgekehrt.“

„Sabah — am Morgen!“ sagte ich leise vor mich hin.

Sabah war auch das Wort gewesen, das Faris ihr zum Abschied gesagt hatte:

„Du unberührter Morgen —

Du jungfräuliche Braut!“

Am nächsten Morgen ritt ich mit „Abu Faris“ eine Anhöhe hinauf. Mein Blick wanderte in die Hamad-Wüste zurück, wo die Kuaia mit Kamelen und Zelten südwärts zogen. Es war mir, als ob unsichtbare Hände meine Freunde in die Wildnis entführten.

„Ist nicht das Leben des Menschen wie ein Zelt und seine Bewohner?“ sagte der alte Schammahauptling, der Vater von Faris. „Der Tag kommt, wo sie gehen, und die Stätte ist verlassen. Und wie sagte doch Imr ul-Rais: Wanderer, stehe still! Laß uns beweinen den Geliebten an seinem Ruheplatz im rinnenden Sande zwischen ed-Dujanl und Hamal. Er war wie der Abendstern in der Mitte des Himmels.“

Eine ferne Erinnerung von Tuema und Faris wehte mir den Traum eines schönen Frühlings zu.

Der sehnsüchtige Wunsch stieg in mir auf, daß die Welt meinen Beduinen immer genug Raum bieten möge.

Und als meine Augen Himmel und Erde umfaßten und meine Blicke über sanfte Hügel in weite, weite Fernen schweiften, da sah ich die endlose und leere Wildnis sich beleben mit Erinnerungen, die ich zu den schönsten meines Lebens rechne.

Zweiter Teil

Jagd und Krieg



Ali Ibn Achmed Hafiz

Jahre vergingen.

Schöne Tage, welche ich wieder einmal mit den Kuala verbracht hatte, waren ihrem Ende entgegengegangen. Nicht etwa, daß es ein Ende der Beduinengastfreundschaft gibt; ich hatte aber dennoch Abschied nehmen müssen, denn ich beabsichtigte, in der nordsyrischen und mesopotamischen Wüste verschiedene Beduinenstämme zu besuchen, welche dort nomadisierten. Einige ihrer Häuptlinge galten zwar als verschworene Feinde von Amir Fuaz und bekämpften sich auch untereinander, ich kannte jedoch manche von ihnen aus früheren Zeiten und vertraute dem unverletzlichen Gesetz ihrer Gastfreundschaft. Um diese Wüstenherren zu treffen und meine Reisen im allgemeinen zu erleichtern, hoffte ich, am Euphrat einen Rafiq (Begleiter) zu finden. Er mußte mit den dortigen Beduinen befreundet sein, damit ich mich seinem Schutze anvertrauen konnte. In dem Wunsch, mir behilflich zu sein, überreichte mir der junge Kualahäuptling beim Abschied einen persönlichen Brief an Hajem-Pascha, der damals in der Jesira den größten Teil der Sid'an befehligte, während sein Bruder Mihem Ibn Mehend sich mit einer kleineren Macht in Syrien, auf der westlichen Seite des Euphrats, begnügte. Obwohl Amir Fuaz ein naher Verwandter Hajem-Paschas war, hielten die Familienbande diese feindlichen Häuptlinge nicht von dem Brauch ab, sich gegenseitig zu berauben und zu bekämpfen, wo immer sich eine Gelegenheit bot.

Amir Fuaz hatte mir geraten, Hajem-Paschas Wufil (Vertreter) in Aleppo aufzusuchen, damit jener die Weitergabe seines Briefes besorgen und mir einen vertrauenswürdigen Reisebegleiter beschaffen könnte.

Ich hatte Aleppo seit 1916 nicht wieder besucht. Damals suchte ich vergeblich, die Söhne eines gewissen Schenk Achmed Hafiz zu finden. Dieser Achmed Hafiz ist Freunden arabischer Pferde durch ein Buch Homer Davenport's „My Quest of the Arab Horse“ (New York, 1908) bekannt, und derselbe Davenport, mit dessen Geschwistern ich befreundet war, kaufte im Jahre 1906 von Achmed Hafiz siebenundzwanzig arabische Pferde in der Syrischen Wüste.

Nach meiner Ankunft in Aleppo machte ich mich sofort auf, um meinen Empfehlungsbrief abzugeben. Die Adresse auf dem Umschlag führte mich zu einem mittelalterlichen Gebäude in der Nähe der Zitadelle. Meinen Weg versperrte ein unheimlich großes eisenbeschlagenes Tor. Hinter der schweren Tür, aus

dem Innern des Hofes, vernahm ich die wohlbekanntesten gutturalen Laute einer Anzahl Beduinen. Ich klopfte, aber niemand achtete darauf. Plötzlich, von unsichtbaren Armen bewegt, flogen die knarrenden Torflügel weit auf, und vier Reiter galoppierten mit ihren Pferden fast über mich hinweg. Erschrocken hatte ich mich an eine Steinsäule gedrückt und folgte mit meinen Blicken der kleinen Kavalkade. In einer Wolke von grauem Staub verschwanden sie hinter den trutzigen Wällen der alten Kreuzritterburg.

Ein ganz ungewöhnlich großer Beduine, gewiß seine sechs Fuß hoch, stand vor mir im Toreingang und musterte mich, ohne die Miene zu verziehen oder meinen Gruß zu erwidern. Schweigend legte er einen Arm um meine Schulter und schob mich etwas rauh und unfreundlich in den Hofraum, während er mit dem anderen Arm an einer langen rostigen Kette zog. Wie von selbst schlug das schwere Tor hinter uns ins Schloß.

Mein Blick fiel in eine Karawanserei. Sie versetzte mich unwillkürlich in die Kalifenzeit zurück. Ihr Hof war nicht gerade sauber, er machte aber trotzdem einen besseren Eindruck als manch andere Khans, die ich zu Stambul und Bagdad kennengelernt hatte. Vor allem herrschte ein friedliches Beieinander von Kamelen, Pferden, Eseln, Ziegen und Schafen. Behaglich kauten die mageren, struppigen Tiere den auf abgenutzten Bastmatten und Lederhäuten hingeworfenen Häcksel.

Kameltreiber, in ihre zerschliffenen Mäntel gewickelt, hockten umher. Schmutzige Kinder purzelten ausgelassen über die Buckel und tobten wild zwischen den Beinen ihrer vierfüßigen Freunde herum. Mit blinzelnden gleichgültigen Augen und herabhängenden müden Ohren ließen sich die geduldigen Tiere das übermütige Spiel gefallen. Tauben flatterten immerzu vom Hofe zu den alten Bastionen und Türmen, wo sie im alten Gemäuer nisteten. Kleine Nasgeier segelten dicht über die Mauern und Zinnen mit unbewegten Schwirgen und gurrten hungrig herab.

„Woher des Wegs?“ fragte mich der große Kerl ohne weitere Anrede oder höfliche Begrüßung. Ich griff in meine Brusttasche und zog das sehr zerknitterte und besleckte Empfehlungsschreiben von Amir Fuaz heraus; dabei zufällig auch eine fotografische Kopie von Homer Davenports bekannter Zeichnung „Halebs Abschied von der Wüste“. Auf dem Bilde sah man Achmed Haffiz mit seinen Beduinenfreunden dargestellt, wie sie von Haleb, jenem berühmten arabischen Hengst, welchen der damalige türkische Gouverneur von Syrien Homer Davenport geschenkt hat, Abschied nahmen.

Der große Kerl griff hastig nach Brief und Bild zugleich und fingerte sie ungeschickt mit den Händen. Auf einmal entdeckten seine Augen auf dem Papier vertraute Gesichter und Gestalten. Ein Blick hätte in diesem friedlichen Hofe keine größere Wirkung hervorrufen können als diese plötzliche Erkenntnis des Riesen und seine frenetischen Ausrufe. Maßlose Überraschung. Fast überwältigt von Rührung, versuchte er nicht nur mir, sondern auch allen anderen Anwesenden bekanntzumachen, daß er seinen Vater auf dem Bilde entdeckt hatte. Er gebärdete sich wie ein Irrsinniger. Er schlenkerte seine Arme und tanzte wie ein heulender Derwisch umher. Er lachte und weinte zugleich und schien sich überhaupt nicht beruhigen zu können. Das Echo seiner Blasebalgstimme dröhnte von den Mauern zurück und erschütterte die ganze Umgebung. Der Aufruhr ergriff auch die Tiere. Alles rannte und schrie durcheinander. Als endlich wieder Ruhe eintrat und die erregten Wogen sich glätteten, fand ich mich unter den Armen meines tiefergriffenen Freundes wieder. Wie schützende Fittiche schlugen die weiten Ärmel seines Hirtenmantels um mich herum, als er mich an seine Brust zog und auf beide Wangen küßte. „Bist du Davenports Sohn?“ fragte er. Ich begann zu erklären. — Vergebens! Er blieb dabei, daß ich Davenports Sohn sein mußte, und ließ sich in keiner Weise von mir überzeugen.

Allmählich wurde der Mann ruhiger, und ich vermochte, ihn zu verstehen. Ali war sein Name. Ali Ibn Achmed Hafiz. Der älteste Sohn jenes Mannes, dessen Familie ich in Aleppo zu finden hoffte. Welcher „Zufall“, daß mir das Schicksal in dem Wufil Hajem-Paschas den seit dem Weltkriege gesuchten Sohn von Achmed Hafiz zuführte! Als sich Ali an meinen Brief erinnerte, zog er ihn mit anderen Papieren heraus. Er setzte eine wichtige Miene auf und sagte: „Ich bin Ali, der Wufil Hajem-Paschas und Mihem Ibn Mehends über die Menschheit!“ Er räusperte sich und spie aus, als ob die ganze Menschheit Dreck wäre. Dann fuhr er fort: „Und du brauchst einen Rafiq?“

„So ist es“, antwortete ich, „und den Brief in deinen Händen übermittle sofort an deinen Schenk, denn er enthält eine persönliche Nachricht von Amir Fuaz.“

Ehe ich es aber verhindern konnte, hatte Ali das Schreiben selbst aufgerissen und begann laut zu lesen:

„Al — illah! — beim Anbetungswürdigen! Friede sei mit Dir, Schutzgebender! Bei der Vorsehung Allahs, laß diesen Fremden wie Deines Vaters Sohn unter Deinem Angesicht leben. Nimm Dich seiner an, als ob er mein eigenes

Auge wäre. Bewahre und beschütze meinen Bruder, während er bei Dir herbergt oder wenn Du ihn seines Weges schickst. Ich würde ihn keinem anderen anvertrauen als Dir allein, der Du mit einem guten Gewissen vor Allah lebst. Möge der Herr Deine Tage verlängern, o Du, reich an Leben, und laß uns allezeit nebeneinander in Freundschaft wohnen.“

Ali unterbrach hier seine Vorlesung, um die Segnungen des Himmels und die freundlichen Gaben Gottes auf Amir Fuaz herabzuflehen. Er hatte nie geglaubt, daß der junge Kualahäuptling solcher milden Tugenden und sanften Regungen fähig wäre. Er war sichtlich überwältigt. Mit erhobener Stimme fuhr er fort zu lesen:

„Der Herr — preise Ihn! — denn er ist großmütig und freigebig, daß er mich, seinen niedrigen Sklaven, so reichlich beschenkte. Er, der Gnädige und Barmherzige, gewährte mir die wundervolle Gelegenheit, Deinem Verbündeten und unserem Bruder Barjas Ibn Hedyb siebenzig Stuten abzunehmen!“

Wie von der Tarantel gestochen fuhr Ali hoch. Der Strom seiner überfließenden Segnungen wandelte sich in eine Flut elendester Verdammungen und gottloser Flüche auf den Kopf des Prinzen. Er sprang wie ein Besessener herum. In seinem Wutausbruch wurde er von den anderen Beduinen unterstützt. Ein neuer Aufruhr brach unter dem Viehzeug im Hofe aus. In ihrer maßlosen Raserei begannen die Männer unbarmherzig die aufgeregten und verängsteten Ziegen und Esel mit ihren biegsamen Kamelstöcken durchzugurben, als ob der verhaßte Kualahäuptling in ihre Hände geraten wäre. Sogar ich, indirekte Ursache dieses himmelschreienden Verdrußes, wurde mit den größten und gemeinsten Vorwürfen von Ali überschüttet. Wie könnte ich mich nur mit solch einem berüchtigten Halsabschneider und gemeinen Banditen verbünden, fragte er. Nach einer geraumen Weile beruhigte er sich endlich, und mit ihm das ganze Auditorium, und mit immer noch erregter Stimme las er zu Ende:

„Möge der Herr sich Deiner betrübten Gedanken annehmen und Dich mit heiterer Betrachtung des Unabwendbaren trösten und Dein Gemüt stille werden lassen!“

Ich konnte nicht umhin, laut aufzulachen, und zog mir einen sehr ungnädigen Seitenblick Alis zu.

„Alles ist vergänglich, aber alles ist auch vorher von Allah bestimmt. Möge der Leichnam dessen, der die Tapferkeit meiner Reiter bezweifelt, unbeerdigt hingeworfen werden. Die unfehlbaren Taten Gottes sind offenbar, und

Deine Augen sollten dieser Vorfälle wegen, die unabwendbar waren, die Wahrheit meiner Aussprüche anerkennen!"

„Aha!“ rief ich laut aus über die glänzende Idee, Allah für das Plündern von siebzig Stuten verantwortlich zu machen.

„Allah segne im Gewahrsam Deines Bruders die Schöne und Gute aus meiner Verwandtschaft“ (Tarfa, die Schwester von Amir Fuaz). „Möge die Stellung der himmlischen Scharen (die Sterne) von besserer Vorbedeutung für Dich sein! Gott ist allmächtig!“

Ali, in tiefes Nachdenken versunken, schien von einer Million Gedanken beunruhigt. Aber gehorsam küßte er endlich Vorder- und Rückseite dieser beduinisch-diplomatischen Botschaft. Ich bewunderte im stillen den Respekt, welchen selbst der Todfeind seinem Gegner in Arabien zollt.

Ali nahm meine Hand in die seine. In seinen Augen lauerte immer noch ein böser Blick, aber seine Stimme klang bereits ganz freundlich, als er sagte: „Dieses Schreiben, mein Freund, ist so gut wie eine Empfehlung vom Iblis (dem Teufel).“

Und mit verächtlicher Miene warf er den gewichtigen Brief ins Feuer. Ich vermochte gerade noch, mit einem schnellen Griff das bereits angeruhte Papier zu erfassen, aber weder Ali noch ich wagten es jemals, diesen Brief von Amir Fuaz einem der beiden Fid'an-Häuptlinge zu überreichen.

Zu meiner großen Freude erbot sich Ali selbst, mein Rafiq auf meiner Reise nach der „Jesira“ (Mesopotamien) zu sein.

Bereits zwei Tage später stöberte er irgendwo einen gebrauchten Fordwagen auf, mit dem wir unsere Reise nach dem Euphrattal antreten wollten.

Das wilde Auto

Um Tage der Abreise trat Ali auf leisen Zehen gegen drei Uhr morgens an mein Bett in Aleppo und flüsterte mir ins Ohr, aufzustehen, denn es sei alles bereit zur Abfahrt.

Als wir vor das Tor traten, legte Ali seine riesigen Hände an die Mundwinkel und brüllte, so laut er vermochte, über den nächtlich-stillen Platz hinaus: „O Ibrahim, mach, daß du herüberkommst!“

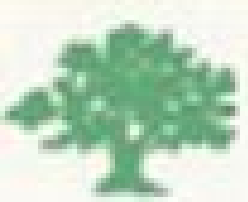
Auf der anderen Seite des Marktes ging ein Fauchen, Spucken, Puffen und Rasseln los. Unser altersschwacher Ford hatte sich unter der Stimme Alis erhoben und setzte sich mit seinen wackligen Rädern über das holprige Pflaster in Bewegung. Sehen konnten wir in der Finsternis vorläufig noch nichts, aber nach einer Weile glimmte ein mattes, gelbliches Auge auf, das bei jedem Hopsen über die rumpligen Steine etwas heller flackerte. Dann ein längeres Quietschen, und unser Wüstenkraftwagen hielt vor dem Eingang. Der „Schofför“, barfuß, aber im Gegensatz dazu Kopf und Hals bis zur Unkenntlichkeit eingewickelt, entstieg hinkend dem Wagen. Dabei blieb ihm in seiner Hand die rechte Tür vom Vordersitz hängen.

„Ibrahim!“ sagte Ali. Mit diesem einzigen Worte stellte er mir unseren Schofför vor, der seinen drei Meter langen Hüftschal vom Haupte wickelte und mich mit dem einen ihm übriggebliebenen Auge anstrahlte. Er bildete das Gegenstück zu unserem wackligen Kraftwagen: klein, aber flink, obwohl lahm und hinkend, einäugig und mit einem stark lädierten, von Blatternarben gezeichneten Gesicht!

Ich zwang mich zu einem Lächeln, unbewußt aber mußte ich einmal recht tief seufzen, denn ich sah bereits Alis, Ibrahims und mein Skelett unter den Trümmern unseres „Kraftwagens“ in der Wüste zwischen dem Euphrat und Tigris bleichen.

Um halb vier Uhr früh ging es hinaus in die Steppe!

In trockenen Gegenden legten wir täglich ungefähr dreihundert Kilometer zurück und benutzten weder Karawanenstraßen noch Kamelpfade, sondern folgten den Anweisungen von Arabern, welche sich uns hier und da als Führer anschlossen. Alis geographische Kenntnisse hörten nämlich hinter dem Marktplatz von Aleppo auf. Wir mußten uns daher stets andere „Beschützer“ mitnehmen.



Machte ich dem guten Ali Vorwürfe, dann entschuldigte er sich nur mit einem süßen Lächeln:

„Ali, ich habe dich doch in mein Herz geschlossen, und allein — wirklich allein konnte ich dich unmöglich reisen lassen!“

Er hatte mich in sein Herz geschlossen, aber er wollte auch gerne eine nette Reise unternehmen. Aus lauter Dankbarkeit hatte er mir den Ibrahim und seinen Ford angehängt (wer weiß, was Ali daran verdiente!).

Die Nächte brachten wir im Freien zu oder suchten Unterschlupf in Beduinenlagern.

Verschiedentlich schlugen wir große Umwege ein, besonders nachdem wir den Rhaburfluß erreichten, in dessen Nähe Hajem-Pascha zeltete. Der alte Häuptling lag mit einer Lungenentzündung schwerkrank danieder, die er sich in den Sumpfgebieten der Euphratebene zugezogen hatte. Ich durfte mich nur einige Stunden bei ihm aufhalten und fuhr nach Deyr ez-Zor weiter. Hajem-Pascha ist dann auch tatsächlich zwei Wochen später in Aleppo an seinem Fieber gestorben, obwohl ich sofort einen Arzt vom nächsten französischen Militärposten aus nach seinem Beduinenlager gesandt hatte.

Es gab in dieser wilden Gegend nur eine einzige Brücke, welche uns das nordöstliche Gebiet erschloß. Nach acht Tagen befanden wir uns im äußersten Winkel Mesopotamiens, unfern der türkischen Grenze, und auch hier kreuzten wir tagelang unter kleineren Beduinenstämmen.

Hier und da verstreut lagen schmutzige Dörfer. Zuckerhutförmige Lehmbauten der Fellachen, meistens Zirkassier und Kurden. Wenn irgend möglich, wichen wir ihnen aus, denn die übereifrigen Dorsoberhäupter und Beamten versuchten stets, unser Weiterkommen zu verhindern. Sie hielten unsere Pässe und Ausweispapiere zurück, um aus Aleppo oder Raqqa und anderen fernen Städten telegrafische oder telefonische Erkundigungen über uns einzuholen. Manchmal ließen sie uns tagelang warten, ehe wir weiterreisen durften. Nach solchen unangenehmen Erfahrungen zogen wir es vor, den Lehmbehausungen auszubiegen. Die berittene Landpolizei in den Ortschaften brachten wir dadurch in große Aufregung. Einmal — bei Hessedni — hatten wir eine ganze Schwadron hinter uns her. Aber selbst die besten ihrer Pferde vermochten unseren alten „Henry“ nicht einzuholen. Sie schossen uns nach, aber nur die Karosserie unseres Wagens nahm einige Löcher als Andenken mit.

Fast am großen Ziel unserer Reise bei den Tai-Beduinen angelangt, erwartete uns bei Kemischlineh ein böses Mißgeschick. Ein französisches Maschinen-

gewehrauto fing uns ab, und man brachte uns in die kleine neugebaute Festung, die den Türken gegenüber bei Missibin errichtet worden war. Man forderte uns auf, zwei syrische Soldaten in unserem bereits überladnen Wagen mitzunehmen, und wir mußten nach der Khaburbrücke — einige hundert Kilometer in Luftlinie entfernt — zurückkehren. Kurz und bündig erklärte uns der kommandierende Offizier, daß die Weidegegend der Tai-Beduinen eines bewaffneten Aufstandes wegen als unsicher gelte, und daß die syrisch-französische Regierung für die Sicherheit von Ausländern in diesem Gebiet nicht haften könne. Wir mußten uns also notgedrungen fügen.

In unserem rumpligen Gestell befanden sich nicht weniger als sieben Mann: Ibrahim, Ali, zwei Beduinen Rafiqs, die beiden Soldaten und ich, fern er eine Gazelle, ein Windhund und zwei Hühner.

Eng aneinandergedrückt saßen wir auf unsern Sitzen. An der Karosserie und am Gestänge versuchten wir abwechselnd, mit dem einen oder anderen Arm Halt zu gewinnen. Das hing aber stets davon ab, in welcher Hand es zuerst wie Ameisen zu kriecheln anfing. Mit unseren verschlungenen dreizehn Armen (Ibrahims freier Arm steuerte) verhüteten wir, daß der Kraftwagen in seine Hauptbestandteile auseinanderfiel oder daß wir unbemerkt einen Passagier verlieren konnten.

Mit einemmal stand der Wagen still. Als Ali seine „eingefrorenen“ Griffe öffnete, lösten wir uns automatisch aus unseren Umarmungen und rollten und purzelten aus den Türen und von den Trittbrettern samt unserer Bagage in die Wüste hinaus.

Zu dem Trümmerhaufen unseres Autos zurückgekehrt, unterwarfen wir es einer eingehenden Untersuchung.

Ali riß die Sitze heraus und alles, was sich darunter befand. Einfach alles, was nicht niet- und nagelfest war. Auf dem Motor lagen die beiden Beduinen, schraubten an Zündkerzen herum und rissen ihrerseits verwickelte Drähte heraus, als ob es die Eingeweide einer Gazelle wären.

Nur Ibrahim, unser lahmer einäugiger Schofför, bewahrte seine Ruhe. Er stand mit übereinandergekreuzten Beinen vorn am Wagen und streichelte andächtig die blauen Perlen, die in einer doppelten Schnur um die abgedampfte Kühlerhaube hingen.

„Was ist denn mit den Glasperlen los?“ fragte ich Ibrahim.

„Sie bringen Glück!“ sagte er mit schwärmerischer Betonung.

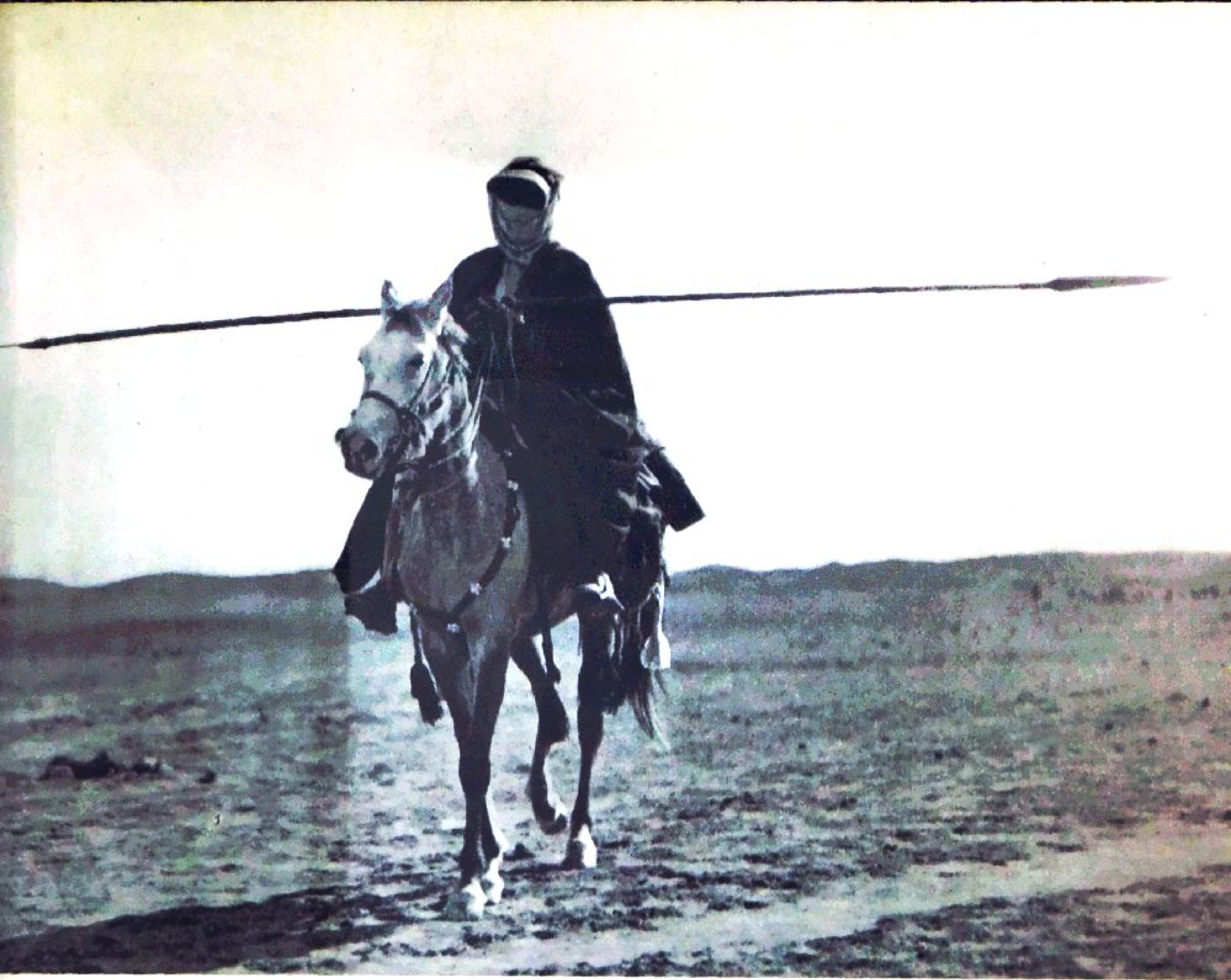
Ich wandte mich an Ali und fragte: „Ist Ibrahim verrückt?“



Ali ibn Achmed Hafiz



Kenntamel und Kriegstute, die unzertrennlichen Begleiter der Beutereiter



Lanzenreiter, heute ein seltenes Bild in Arabien



Kamelfänfte einer Häuptlingsfrau

Ibrahim hörte meine Worte nicht — oder wollte sie nicht hören. Er streichelte nur zärtlich eine beschmutzte und wildzerzauste Straußensfeder, die in dem Loche der Kühlerverschraubung steckte.

„Und was ist das für ein Wedel?“

„Diese Feder bedeutet Stärke, Schnelligkeit und solche Ausdauer, wie sie Allah dem männlichen Strauße verlieh!“

Nun wußte ich es!

Ibrahim blinzelte mich mit seinem einzigen Auge überlegen an und machte sich an seine schwere Aufgabe. Kaltblütig stellte er fest, daß unter unserem Wagen die Sprungfedern fehlten, und das schlimmste der zwei Übel — daß die Vorderachse gebrochen war.

„Der wilde Strauß kann also nicht mehr springen und muß auf zwei Beinen laufen!“ rief ich aus.

Ibrahim verlor jetzt seine Lammesgeduld. Er gab mir einen mitleidigen Blick und jagte verärgert die assistierenden Fachmänner mit einigen unheimlichen Flüchen von seinem Auto weg. Der ruhige Mann war auf einmal ganz energisch geworden. Er begann, sämtliche Schrauben, Schraubenmutter, Zündkerzen und Drähte wieder einzusetzen, und aus den Brettern einer Kiste und aus dem zerschnittenen Blech einiger Benzinkannen stellte er sich eine „Schiene“ für die zerbrochene Achse her. Dazu brauchte er aber auch Draht, Seile oder Stricke, von denen wir leider nur wenige kurze Stücke besaßen. Ali's Hemd — und meine zwei (die einzigen Hemden unter sieben Weltreisenden!) mußten daher als „Verbandmaterial“ für den wilden Strauß dienen. An Stelle der Stahlfedern befestigte er geschickt einige gepolsterte Brettchen über die Achsen der Hinterräder. Das sah alles fabelhaft aus, aber — ob es auch halten würde?

Wir entledigten uns alles Überflüssigen und verspeisten sogar die wieder eingefangenen Hühner.

Nach einer kleinen Rast im Schatten unseres Wagens ging es langsam und vorsichtig mit vielen „Allahs“, „Ach“ und „D“ über seinen harten Kiesgrund weiter. Hier und da ein kaum sichtbarer Anflug von Gras und Kräutern. Um Mitternacht erreichten wir tatsächlich den Rhabur. Ich umarmte Ibrahim und nahm alles zurück, was ich über seinen wilden Strauß gesagt hatte.



Bei den Tai- und Schammar-Beduinern

Um folgenden Tage näherten wir uns dem Weidegebiet der Tai und ihres Schenkhs Muhammad Abd-er-Rachman-at-Tai!

Sein großes Lager breitete sich in einem üppig grünen Tale aus, das eine lange Kette von Wasserlachen durchzog. Die schneebedeckten Bergketten Kurdistans dehnten sich jenseits der türkischen Grenze als ein malerischer Hintergrund. Große Herden von Kamelen und Schafen bedeckten das wilde Land. Regenschauer in den letzten Tagen hatten die Wüste in üppige Weidegründe verwandelt. Hier und dort hingestreut, lag eine große Anzahl schwarzer Beduinenzelte. Ein Reiter kam uns entgegen. Ein Fohlen — so schien es aus der Ferne — tollte um die Mutter herum, aber beim Näherkommen stellte es sich heraus, daß das kleine Tier eine gezähmte Gazelle war. Der Beduine ritt eine bezaubernde Stute, die sich wie eine Tänzerin auf ihren Fesseln wiegte.

„Wo ist das Zelt, in dem man uns aufnimmt?“ fragte ich den Beduinen. Er wies nach dem schwarzen Giebel des größten Zeltes, welches nach Norden, der Windseite abgekehrt, offen lag.

„Ha-wallah — bei Gott — dort wohnt der Freigebige!“

Er musterte uns einen Augenblick, dann grüßte er kurz, riß sein Pferd herum und stürmte davon. Die übermütige Gazelle hinter ihm her.

Als wir uns der großen Behausung näherten, hieß uns bereits das muntere „Läuten“ des Kaffeemörfers willkommen. Malla Salumeh, der Schreiber Schenkhs Tais, führte uns in das geräumige Zelt. Eine größere Versammlung von Beduinern hielt sich darin auf. Wie gewöhnlich hockte auf einem Kamelsattel der Lieblingsfalte des Schenkhs. Ein Sklave hob den Raubvogel von seinem Sitz und rückte uns das mit einem Kissen belegte Sattelgestell zurecht. Der Kaffeekoch zog in seinem Feuer einige Stücke glimmenden Holzes auseinander, dann hob er ein Bündel hoch, das neben ihm lag. Es war sein zusammengeschnürter Hirtenmantel mit einer Ladung trockenen Kameldungs, den er ausschüttete und um das Feuer häufte. Hestig blies er jetzt zwischen die harten, walnußgroßen Dungkohlen, bis endlich Hunderte kleiner, heller Flammen darüber tanzten und er vier geschnäbelte Kannen in die heiße Glut setzte. Es dauerte auch nicht lange, da fing der in den Töpfen schlummernde Kaffee zu sieden und zu brodeln an und spritzte zischend in die glühende Asche.

„Belebe deinen Geist!“ sagte der immer bereite Mundschenk, als er aufstand und mir die aromatisch duftende Tasse darreichte. Vorher hatte er gewissenhaft nach Beduinensitte sämtliche Täßchen mit den langen Ärmeln seines alten Hemdes ausgewischt. Geschickt hielt er in der andern Hand vier kleine henkellose Porzellanschalen wie Eier in einem Neste und ließ sie gegeneinander klappern.

Er machte die Runde. Die bevorzugten Gäste, welche der Schwarze zuerst bediente (und leider gehörten Ali und ich dazu), zeichnete er durch besondere Höflichkeit aus. Er spuckte jedesmal in die kleine Tasse, ehe er sie mit dem Hemdärmel austrocknete und von neuem aus seiner geschnäbelten Kanne einschenkte. Dreimal wartete uns der saubere Kaffeepriester mit feierlicher Miene auf. Dann wackelte ich mit der kleinen Schale zwischen meinen Fingerspitzen als Zeichen des Dankes und der Zufriedenheit und reichte sie ihm zurück.

Ein Beduine betrat das Zelt und verkündete, daß er die Jagdgesellschaft des Häuptlings gesichtet hatte.

Ein schöner Anblick bot sich uns, als die Reiter eintrafen. Es waren etwa siebenzig Reiter zu Pferde; Hasen, Gazellen und Trappen lagen über den Schultern und Kruppen ihrer Stuten. Eine aufgelöste Meute von Windhunden suchte sofort den Schatten des Zeltes und streckte sich keuchend und mit klopfenden Seiten und lechzenden Zungen. Einige Sklaven erhoben sich und reichten ihnen abgestandenes Wasser, welches die durstigen Tiere begierig aufleckten. Die Reiter waren inzwischen abgestiegen, lösten ihren aufgehaubten Falken die ledernen Wurffesseln und blockten sie auf die Sitzklöße vor dem Teppich des Schenkhs.

Tai schwang sich von seinem Pferde und verschwand im Frauengemach. Nach einiger Zeit erschien er vor uns. Zu Ehren seiner Gäste hatte er sich einen alten Säbel umgeschnallt. Wir erhoben uns alle bei seinem Eintritt und begrüßten ihn. Ali trat vor und küßte Tais Hand, drückte sie an seine Stirn und sagte in seiner überschwenglichen Art:

„Ya Ruhafuth — o Beschützer! Gott schenke dir langes Leben, großmütigster aller Araber!“

Dann stellte mich Ali dem Schenk vor, der auf uns zukam und mich umarmte. Einfach und mit ernster Höflichkeit sagte er: „Friede sei mit dir!“ Durch eine Handbewegung deutete er mir einen Platz an. Als wir uns niedergelassen hatten, rollte mir Tai eigenhändig eine Zigarette. Er zündete das weiße Stäbchen erst selbst zwischen seinen eigenen Lippen an, ehe er es mir reichte.

Unser Gastgeber stand Ali an Größe nicht viel nach, aber seine Gestalt war äußerst schlank und feingliedrig. Selten sah ich so rassistige Hände und feine Füße an einem Manne. Tai war eine fesselnde Erscheinung. Für einen Beduinen hatte er ein ungewöhnlich bleiches Gesicht, welches ein glänzend schwarzer Bart und rabenschwarze Locken umrahmten. Er liebte es, sich fast ausschließlich schwarz zu kleiden. Selbst seine arabische Kopfbedeckung, Sandalen und weicher Kamelhaarmantel, bevorzugte er in dieser Farbe, ebenso den tief um die Hüften gewundenen Schal. Zum Reiten hatte er sich einen Rappen gewählt, eine ungewöhnliche Tatsache, denn die meisten Beduinen verachten schwarze Pferde. Kopfhalter, Sattel, Leine und Decke — alles mußte schwarz sein, nur von wenigen silbernen Stickereien und Verzierungen unterbrochen. Auch sein silbernes Schwert trug er in einer schwarzen Scheide. Tai war eitel. Er liebte Waffen und Pferde. Ganz besonders aber seinen kleinen Sohn Farhan. Auf seine berühmt schönen Frauen war er stolz, nicht anders als auf den Besitz seiner großen Herden und Ländereien.

*

Im Winter und Frühjahr erleiden die Schaf- und Ziegenherden der Tai-Beduinen oft große Verluste durch Wölfe. Kamele haben die Tai nur noch wenige. Tai erzählte mir, daß die schnellfüßigen Räuber aus den hohen unzugänglichen Felswildnissen der kurdischen Berge wieder einmal in den schneefreien Niederungen der Euphrat- und Tigris-Ebene umherstreiften. Sie hatten bereits seine verstreuten Beduinenlager angefallen und großen Schaden angerichtet, obwohl die wachsamten Hirten fortwährend auf der Hut gelegen hatten.

Tai war ein großer Jäger vor dem Herrn und liebte zu reiten und umherzustrreifen. Am achten Tage saßen wir abends in seinem Zelte. Er hatte die Häuptlinge einberufen und ihnen mitgeteilt, daß eine große Wolfsjagd für den übernächsten Tag vorbereitet werden sollte. Es mußte sich jeder Mann seines Stammes, der ein Pferd besaß, daran beteiligen, um eine große Treiberkette zu bilden. Tai, seine Häuptlinge und ich sollten aber, nur mit Lanzen bewaffnet, den Wölfen aufs Fell rücken. Das war zwar nicht mehr die übliche Art, heutzutage Wölfe zu jagen, aber gewiß romantischer als mit weittragenden Gewehren vom Auto aus.

Am vereinbarten Tage stellten sich aus den umliegenden Lagern die Männer am Zelte Tais ein. Er fragte mich, ob ich eine „Rumh“ oder Beduinenlanze

zu handhaben verstände. Ich mußte es verneinen, aber es dauerte nicht lange, da hatte mich der gute Freund in die „Geheimnisse“ eingeweiht. Er hob eine Lanze empor und schwang sie über dem Haupte. Als er das Ende des Schaftes in den Boden stieß, sprang er mit ihrer Hilfe behende auf den Rücken seiner Stute. Die fünfzehn bis achtzehn Fuß langen Speere bestanden aus leichten Bambusrohren, die sich die Beduinen in früheren Zeiten aus den Sümpfen am unteren Euphrat schnitten. Jede Lanze zierte unterhalb der scharfen dreiseitigen Stahlspitze ein Bündel schwarzer und grauer Flaumfedern des wilden Straußes, dazu einige flatternde rote Bändchen und an ganz dünnen Silberfettchen klimpernde Münzen. Ein spitzes Kammeisen befand sich am anderen Ende des Rohres.

Außer Tai und mir trugen noch fünf Verwandte des Häuptlings solche Lanzen. Die übrigen Leute nahmen ihre Gewehre mit sich, aber nur zum Aufstöbern des Wildes und für den Fall einer Begegnung mit Feinden. Farhan, der neun Jahre alte Sohn Tais, mit einer schweren Mauserpistole im Gürtel, begleitete uns ebenfalls. Seine nackten, kurzen Beine klammerten sich an die Seiten einer ungezäumten und ungesattelten Stute, die er geschickt mit Schenkeln und Händen lenkte und durch Zurufe im Schritt oder Galopp hielt.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang war es, als wir in die erwachende Steppe hinausritten. In prächtigem Glanze dämmerte der neue Morgen. Ich hatte ein lebhaftes Pferd bestiegen, eine sehr schnelle und auch ausdauernde Stute. Über dreihundert bewaffnete Treiber aus den weitverstreuten Zelten der Tai waren bereits am Tage vorher gegen einen Ausläufer des Jabal Sinjar geritten. Dort sollte den Wölfen der Zutritt zu den Bergen im Norden abgeschnitten werden. Größere Herden von Gazellen und viele Trappen und anderes Geflügel ergriffen vor uns die Flucht. Aber wir ließen sie unbehelligt entkommen. Unsere Jagd galt den Wölfen.

Als der linke Flügel der Reiter zwei Wölfe aufstöberte, gaben wir sofort unseren Stuten freien Hals und stürmten hinter den Flüchtigen her. Die fröhliche Jagd hatte begonnen!

Wölfe brechen selten so scharf ab wie Füchse. Dafür gab es andere Dinge, auf die man achten mußte: Wühlmäuse hatten die Steppe unterminiert, und mehr als die Hälfte unserer Jäger und Pferde waren in den fast unsichtbar kleinen Löchern zu Fall gekommen. Achtzehn Kilometer galoppierten wir bereits. Vier oder fünf andere Wölfe waren in das große Treiben geraten, und unsere Reiter folgten ihnen immer noch unermüdlich.

Dem einen Wolf befand ich mich manchmal so nahe gegenüber, daß ich mit weitausgestreckter Lanze sein Fell zu berühren glaubte. Mein Pferd folgte dem Ausreißer mit der Jagdleidenschaft eines Bluthundes. Ich vermochte daher, meine Augen auf dem dahingleitenden gefährlichen Boden zu halten und meine Stute oft im letzten Augenblick zur Seite zu reißen, ehe sie in eine der sandigen Wühlstellen versank.

Die schlanke Lanze ruhte wohlbalanciert in meiner Faust. Wieder einmal ließ der Wolf in seinem Laufe etwas nach, und meine Stute gewann an Boden. In wenigen Augenblicken rückten wir ihm auf den zottigen Pelz. Er galoppierte mit seinem Kopf etwas zur Seite und beobachtete mich dabei aus der Ecke seines Auges. Er machte das so geschickt, daß er immer in einer bestimmten Entfernung von den Hufen meiner Stute und der Spitze meines Speeres blieb. Trieb ich mein Pferd mit den Schenkeln vor, so steigerte der alte Räuber ebenfalls seine Schnelligkeit, unmerklich zwar, aber es genügte, daß er außer Reichweite blieb. Endlich glaubte ich aber doch, die Gelegenheit sei gekommen, ihn zur Strecke zu bringen: mit einem kräftigen Stoß und einer drehenden Bewegung zugleich zielte ich mit der Lanze auf seine Schulter. Das ganze Gewicht meines Körpers warf ich hinterdrein, denn der Stoß schien mir so gewiß. Die stählerne Spitze berührte tatsächlich sein Fell, aber wieder einmal hatte mich das schlaue Raubtier zum besten gehalten und trollte davon. Meine kräftig geführte Lanze fuhr mit aller Wucht in den Kiesboden und riß mich wie an einem Sprungstab in die Höhe. Sie zersplitterte in vier Teile, und ich landete kopfüber auf der harten Erde neben meiner Stute, die in die Knie gebrochen war. Glücklicherweise geschah uns beiden nichts. Einige Hautabschürfungen zwar, aber das war alles, und ich bestieg mein braves Tier von neuem.

Schenkh Tai, welcher bereits einen Wolf gespeert hatte, war zu meinem eigenen, allerdings weitverstreuten Trupp gestoßen. Er warf seine Lanze weg und ließ sich von einem unserer Treiber ein automatisches Jagdgewehr reichen, damit uns der Wolf nicht entkam. Dann galoppierte er mit mir hinter dem Fliehenden her. Aus ziemlicher Entfernung zerschmetterte er dem Raubtier einen Hinterlauf. Der Wolf überschlug sich mehrmals und wälzte sich am Boden. Seine Fänge schnappten nach dem durchschossenen Schenkel, bis ihm endlich eine zweite Kugel den Garaus machte.

Tai warf einige Hände Sand über das geronnene Blut, denn so will es die Wüstensttte. Blut ist „verboten“. Als er den großen Rachen des

Raubtieres öffnete und auf die blanken Zähne wies, rief er: „Du und ich, wir sind Verwandte, denn die Spuren, welche du hinterläßt, sind auch meine eigenen.“ (Wir sind Räuber, meinte er, wie alle verachteten Beduinen.)

Später setzten wir unseren Galopp fort und sichteteten im Laufe des Tages einen Trupp, den wir zuerst für einen Teil unserer Reiter aus dem Süden hielten, die uns Wild zutrieben. Sie bewegten sich aber gar nicht. Ich glaubte, ledige Pferde zu erkennen, die uns mit erhobenen Köpfen und Hälsen betrachteten. Tai lachte und rief mir zu, daß es weder Pferde noch Reiter wären, sondern wilde Esel. Ich wollte es nicht glauben, da sie viel hochbeiniger aussahen als andere Esel. Tai machte mich darauf aufmerksam, daß die entschwindende Herde einen Führer besaß. Man vermochte diese Tatsache deutlich festzustellen. Die scheuen Einhufer rannten gegen Westen davon, und da wir sie nicht weiter störten, verschwanden sie in der klaren Ferne der Bergkette des Sinjar. Flüchtige Schatten eilten auf der Erde unseren Pferden voraus. Ich kannte sie von früher her aus den Raubzügen im Innern Arabiens. Es waren die „Beuteteller“. Mit blinzelnden Augen schaute ich in den Himmel über uns, wo auf bewegungslosen, gleitenden Schwingen die großen Nasgeier dahinssegelten. Sie kannten den Zweck unseres Mittes: sie waren der toten Wölfe sicher.

Eine breite Wolke von Staub tauchte am Horizont auf und kam auf uns zu. Es waren die Wildtreiber, deren Halbkreis immer enger wurde, als sie sich näherten. Sie schreckten Hunderte von Gazellen auf, die an uns vorüberflüchteten, und Tai und seinen Leuten gelang es, eine große Anzahl feister Böcke herauszuschießen. Im Laufe der Treibjagd hatte unsere berittene Gesellschaft im ganzen fünfzehn Wölfe aufgestöbert, von denen wir neun Stück zur Strecke brachten.

Einer von den Wölfen hatte zwei Gazellenkälbchen zerrissen. Teile von ihnen lagen noch umher. Die Mutter, die vielleicht erst geflüchtet war, als der Wolf ihre Jungen angefallen hatte, war zurückgekehrt und stand in der Nähe und bellte, wie es Gazellen tun, in großer Trauer, auch noch, als wir bereits den Mörder ihrer Kinder niedergestreckt hatten. Ich konnte das Schreien des armen Tieres nicht länger anhören und gab ihm den Gnadenschuß. Es war die einzige Gazelle, die ich jemals erlegt habe. Ich habe diese schönen, anmutigen Tiere niemals töten können.

Es wurde Abend, bis unsere großen Scharen von Reitern mit der reichen Beute an Wild ins Lager zurückkehrten.

Drei Tage nach der Wolfsjagd traf ein Sklave von Mischal ibn Faris, dem Häuptling der Schammar-Beduinen, ein. Er lud mich ein, seinen Stamm, der südlich vom Jabal Sinjar zeltete, zu besuchen, und sandte mir als Geschenk einen goldbraunen Hirtenmantel, wie er bei den Schammar in Hayil getragen wird. Er sollte mir als Symbol der Sicherheit auf meinem Wege zu ihm dienen und sein Sklave zugleich als Führer. Die Schammar und Tai waren von jeher Todfeinde, und ihre Weidegebiete galten gerade jetzt als sehr gefährdet. Darum diese Höflichkeit und große Aufmerksamkeit des alten Scheyks.

Am folgenden Morgen bereits nahmen Ali, Ibrahim, der Schammar Rasiq und ich Abschied von den Tai-Beduinen. Tai konnte mir keine Stute als Erinnerung anbieten, denn wir mußten mit dem Auto weiterreisen. Dafür legte er aber in meine Arme einen uralten, aus Holz geschnitzten Kaffeemörser, der sich bereits seit Jahrhunderten im Besitze seiner Familie befunden hatte. Das Andenken hatte er in einen ebenso wertvollen Gegenstand eingeschnürt: drei Stücke schwarzen Tuchs, die mit vergoldetem Silberdraht gestickt in kunstvoller arabischer Kalligraphie Sprüche aus dem Koran enthielten. Sein Urgroßvater hatte zur Zeit Muhammad Alis, des ägyptischen Khediven, diese wunderbaren Decken aus Mekka mitgebracht.

Mein Einspruch, diese kostbaren Geschenke zu verweigern, half nichts. „Wir sind Brüder!“ sagte er, „wie die Wölfe. Gott sei mit dir! Möge er deine Spuren eines Tages wieder in meine Gebiete führen, damit ich dir begegnen kann!“

*

Nach meinem Abschied von diesem rauhen, aber edlen Manne kreuzten wir mit unserem Auto fünf Tage lang in der Nähe der Fußhügel des Jabal Sinjar hin und her und besuchten verschiedene Araberlager am südlichen Ende der Bergkette. Die nötigen Betriebsstoffe für unseren Wagen erhielten wir bei den Häuptlingen der nomadisierenden Stämme. Sie besitzen heutzutage fast alle eigene Autos und tragen auch während ihrer Wanderung einen ziemlich großen Vorrat an Benzin auf ihren Kamelen mit sich. Schließlich erreichten wir die weite Ebene, durch welche der alte historische Karawanenweg von Deyr ez-Zor nach Mosul und Bagdad führt. In der Nähe eines Wadis verabschiedeten wir uns von unserem treuen Ibrahim. Ich gab ihm eine anständige Belohnung und sandte den Beglückten mit seinem wilden Strauß nach Aleppo zurück.



„Erinker des Windes“. Der Kopf des Pferdes ist nicht hochgezogen. Die Stute saugt mit erhobenen Rüstern die Luft ein; eine Spielerei der arabischen Pferde



Kriegsstute edelsten Blutes



Junger arabischer Hengst



Der Kriegsherr der Ruala, Amir Fuas

Erfrischende Regenschauer, die während der letzten Tage auch hier im Süden der Tai niedergegangen waren, hatten die brache gelbe Steppe und Einöde in grüne, blumige Fluren verzaubert.

Die Verwandten unseres Schammar-Führers zelteten in einem versteckten Wadi. Eine Schar Milchamele lagerte bei ihnen, und die braven Leute erfrischten uns mit der Milch ihrer Herde. Durch die Vermittlung unseres Rafigs liehen wir uns am nächsten Tage die nötigen Dhaluls und Stuten zur Weiterreise und erreichten am folgenden Tage das Lager von Mischal ibn Faris. Von Mischal sagten die Araber, daß sich keine Wolke mit ihm an Freigebigkeit messen könne, und auch ich muß bekennen, daß ich selten einen so selbstlosen und zugleich gutmütigen Menschen kennengelernt habe.

An seiner großen Behausung zügelten wir unsere Pferde und stiegen ab. Wie viele gastliche Feuer mochten unter seinem verräucherten Dache schon gebrannt haben?! In dritter Generation lebten bereits seine Bewohner darin.

Der ältliche Scheykh stand unter dem Eingange und bot mir das von je geheiligte Sakrament der Wildnis, die Zusicherung des Friedens: „Salam Manf.“

Ich erwiderte ihm nach der Art der Wüste: „Gott erhalte deine Gesundheit!“ Dann nahm Mischal ibn Faris persönlich den Halfter vom Kopf meiner Stute und hing das Zaumzeug an den Mittelpfosten seines Zeltes. Er hätte bereits nach mir verlangt, als man ihm sagte, daß ein Fremder, der arabische Pferde liebt, bei den Tai zeltete.

Ich bedankte mich für sein übersandtes Geschenk und die freundliche Einladung. In der Anrede Mischals hatte mehr als bloße Höflichkeit geklungen. Von jetzt an würde ich — ob anwesend oder fern — für immer zu ihm und seinem Stamme gerechnet werden.

Mischal ibn Faris, der große Schammar-Scheykh, von einem Ende der Wüste bis zum anderen wegen seiner unbestechlichen Gerechtigkeit geachtet, übt auf die Beduinenpolitik Mesopotamiens und Syriens einen friedlichen und gemäßigten Einfluß aus. „Ein Mensch ohne einen einzigen Feind!“ sagten die Araber zu mir.

Als Gast Mischals hielt ich mich einige Wochen in seinem Lager auf. In Begleitung seines Sohnes Raif besichtigte ich eine große Anzahl arabischer Pferde. Unter den verschiedenen Schammar-Unterstämmen gefiel mir ein außerordentlich hoch im Blute stehender zweijähriger Saqlawi-Schaisi-Hengst. Eines Tages erkundigte ich mich bei dem Schreiber des Scheykhs, ob er es

für möglich halte, daß Mischal diesen vortrefflichen Hengst verkaufen würde. Mir war allerdings zu Ohren gekommen, daß Mischal bereits ein Angebot des französischen Hengstdepots in Höhe von achthundert Goldpfunden ausgeschlagen hatte. Aus meinen Erfahrungen wußte ich, daß wirklich edle arabische Pferde ganz selten und darum unglaublich teuer waren.

Dem Werte seines Blutes angemessen, war der Preis des Hengstes wirklich nicht zu hoch berechnet, wenn man bedenkt, daß ausländische Militärmissionen und Züchter bis dreitausend Goldpfunde für ein edles Tier in der Wüste bezahlt haben.

Ich unterbreitete daher dem Schreiber, daß er seinem Schenkth von mir aus für den jungen Hengst bis tausend Goldpfunde anbieten möchte. Auch erklärte ich mich bereit, ihm (dem Schreiber) und dem Sklaven, welcher den Hengst seit dessen Geburt besorgt hatte, die üblichen Geschenke zu machen.

An jenem Abend saß ich mit Mischal, seinem Sohne Raif und ihren Freunden bis spät in die Nacht im großen Zelte. Beim Licht des Lagerfeuers zeigte ich meine Fotografien von arabischen Pferden, darunter jene Hengste und Stuten, welche ich von Lady Anne Blunts Tochter in England für das heutige Staatsgestüt in Pomona, Kalifornien, gekauft hatte.

„Ist dir bekannt“, fragte mich Mischal, „daß Lord Blunt und mein Vater Faris vor fünfzig Jahren eine Blutsbrüderschaft schlossen? Auch sie liebten wie du unsere schnellen ausdauernden Renner. Diese ‚Windtrinker‘, die Allah unserem Vorfahren Ismael geschenkt hatte.“

Weder der Schreiber noch sonst jemand erwähnte ein Wort über den Hengst, und ich selbst wagte nicht, wieder zu fragen, da ich vermutete, daß Mischal dieses junge Pferd ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte.

Der Tag meiner Abreise nahte. Die Sonne lächelte bereits über der Frühlingssteppe. Neben dem Zelte stand Mischals Schafherde.

Der alte Schenkth und ich begrüßten uns. Er führte mich zur Seite. Wir setzten uns neben dem äußersten Zeltstock nieder. Nach einigen Minuten Schweigens zog er aus seiner Ledertasche zwei Dokumente und sagte: „Ich hatte es dir schon lange angemerkt, daß du das Saqlawi-Fohlen in dein Herz geschlossen hast. Es ist das beste unserer Zucht, und ich bin glücklich, daß ich dir ein Geschenk machen darf, damit du stets meiner Freundschaft und unserer edlen Pferde eingedenk bleibst. Nimm den jungen Hengst hin und erwähne keinen Dank noch Preis, damit diese Erinnerung ungetrübt in unserem Herzen weiterlebe.“

„Der Herr sei gut zu dir, o Mischal ibn Faris!“ rief ich aus, „daß ich mit einer so glücklichen Erinnerung von dir gehen darf!“

Was konnte ich weiter sagen nach seinen einfachen Worten? Ich kannte die Beduinen. Freigebig zu sein, macht die meisten von ihnen glücklich. Außerdem war gerade Mischal ein sehr reicher Mann. Ihm gehörten nicht allein die Schammar in der nördlichen Jesrah (Mesopotamien), sondern auch neunundsechzig Dörfer und das dazugehörige Land am Khabur. Ich durfte nur hoffen, daß es mir Gott vergönnen würde, Mischal eines Tages meinen unausgesprochenen Dank auf eine besondere Art beweisen zu können . . .

Die eine Urkunde enthielt den Stammbaum des jungen Hengstes, die andere eine Erinnerung an Mischals Freundschaft. Mischal stand auf. Er nahm mich bei der Hand und ich wandelte an der Seite des Schammar-Fürsten weit hinaus in die Wüste. Er sagte kein Wort, als wir dahinschritten. Auch ich versuchte das feierliche Schweigen nicht zu unterbrechen, aber meine Augen sahen immerzu nur den kraftvollen jungen Hengst, den Raif und sein Sklave vor uns führten. Feufrig und anmutig tänzelte das schöne Tier, das lebendige Symbol dieser romantischen und wilden Gegend.

Als einige Beduinen auf Stuten vorbeiritten, blieb der Hengst stehen. Der ganze Leib gestrafft. Der Hals in einem Bogen weit hinaus geworfen. Der Kopf lauschend. Mit zitternder Brust und langgezogener silberner Stimme wieherte er auf. Sein erhobener Schweif floß wie ein Wasserstrahl herab. Er war gewiß so schön wie irgendeins jener urarabischen Wildpferde, von denen die Beduinen heute noch behaupten, daß sie von ihrem Stammvater Ismael in der Rufud-Wüste eingefangen wurden. Schwarzhäutige Antilopen (Ruhaylan) wurden sie damals getauft, weil ihre schwarze Augengegend wie mit „Kuhl“ (Antimonium) bemalt aussah.

Meinen Begleitern, die vorausgegangen waren, gab der Schenk schließlich ein Zeichen zum Halten. Als wir zurückblickten, sahen wir das große Lager Mischals in weiter Ferne. Der alte Häuptling legte seine Hand segnend an die Stirn des jungen Hengstes, und ehe wir schieden, sagte er zu mir:

„Amud‘ habe ich deinen Hengst genannt. Es ist der Name meines Volkes. Der Friede Gottes sei mit dir!“ Dann küßte er meine Wangen und den Huf seines Pferdes und wandte sein Angesicht seinen Zelten zu . . .

Ueberfälle

Nachdem ich mit Ali die Schammar und das Gebiet östlich vom Euphrat verlassen hatte, begaben wir uns nach Deyr ez-Zor, von wo aus ich den jungen Hengst über Aleppo und Beyruth nach Agypten transportieren ließ. Ein ungeheurer Weg, aber in langsamen Etappen gelang es dem Araber, der die Überführung vorgenommen hatte, das junge Tier in gutem Zustande in Agypten abzuliefern.

Wir zogen inzwischen weiter und ritten in das Weidegebiet der Fid'an. Sie zelteten damals am nördlichen Fuße der Bischriberge auf der westlichen Seite des Euphrat, wo sich auch das Lager Miijhem ibn Mehend befand. Ibn Mehend nahm uns sehr gastfreundlich auf. Wir verlebten einige angenehme Tage bei ihm.

Sein Stamm wanderte gerade südlich in das Budiyangebiet, östlich der Hamad. Wir durchzogen mit ihnen den Jabal Bischri und lagerten südlich jenseits der Hügel. Dort entschloß ich mich, von Ibn Mehend Abschied zu nehmen, und ließ durch Ali drei besonders kräftige Dhaluls und zwei Stuten kaufen. Nur mit Ali und unseren Reittieren und meinem Kompaß als Reiseführer brach ich in die Hamadwüste auf, um nach Damaskus zurückzukehren. Gleich am ersten Tage begegnete uns eine kleine Karawane. Vier Mann mit einigen zwanzig Kamelen und sechs Pferden. Schon aus dieser eigenartigen Zusammensetzung vermochte man zu erkennen, daß es friedliche Reisende waren: Kamelhändler aus Innerarabien, die hier in der Nähe des Euphrat unter den Beduinen Kamele und junge Hengste erstanden hatten.

Man findet sie überall in Arabien, Agypten, Syrien und Iraq. Fast alle stammen aus Anayza und Buraida, zwei großen Dafenstädten im Herzen Arabiens. Im Frühjahr begeben sie sich zu den verlassenen Beduinenstämmen und tauschen für Reis, Kaffee, Zucker, Waffen, Munition und Gold Kamele und junge Hengste ein. (Stuten verkaufen die Beduinen erst neuerdings, seitdem es Automobile gibt und Pferde für sie nicht mehr den Wert für ihre Raubzüge besitzen wie früher.) Die Händler dürfen unbelästigt überall in Arabien herumreisen. Dafür zahlen sie für die aufgekauften Kamele und Pferde eine kleine Summe an den Häuptling des betreffenden Stammes, bei dem sie ihre Geschäfte abschließen. Jeder Händler hat seinen besonderen Stamm, den er jahraus, jahrein regelmäßig aufsucht.

Am Nachmittag des zweiten Tages, als wir etwas Regenwasser in den ausgehöhlten Steinen eines niedrigen Wadis gefunden hatten, beschlossen wir, eine Weile zu rasten und unsere Stuten zu tränken. Unerwartet tauchten zwei Beduinen mit Pferden auf. Ali bestieg sofort seine Stute, ließ die drei Kamele und mich im Stich und galoppierte in entgegengesetzter Richtung davon, um Deckung zu finden.

„Ein Ghazu!“ rief er mir im Begreiten zu. Die beiden fremden Reiter waren bewaffnet. Sie waren keine Händler, das hatte Ali sofort erkannt.

Ein zweiter Trupp von Reitern war erschienen und begann, auf Ali und auf mich zu schießen. Mein „großer“ Beschützer duckte sich auf seinem Pferde nieder. Es sah zu komisch aus.

Die feindlichen Beduinen waren Fid'an, das hatte ich sofort erkannt. Ein Kampf war zwecklos. Wir waren umzingelt. Ich warf meine Waffen auf die Erde. Mit gesenkten Armen und nach außen gefehrten Handflächen gaben wir den Ghazureitern zu erkennen, daß wir keinen Widerstand zu leisten wünschten. In Hörweite herangekommen, rief ich ihnen zu:

„Wir sind Daghil (unverletzlich). Wir reiten vor dem Angesichte eures Scheykhs und unseres Bruders Mijhem ibn Mehends.“

Aber weder ihr Anführer noch seine Leute hörten auf uns, sondern rissen Ali und mich aus dem Sattel und schlugen auf uns ein, als wir nicht schnell genug die Kleider abwarfen. Als der Anführer des Beutezugs Ali die Sachen vom Leibe nehmen ließ, rief mein Freund aus:

„Hast du kein Mitleid, die Gefährten deines Scheykhs zu plündern?“

Der Mann lachte aber nur und sagte spöttisch:

„Ich weiß nicht, von wem du redest. Wir kennen niemand, und das Mitleid haben wir Gott überlassen.“

Warnend fuhr ihn Ali an:

„Du wirst dich für deine Tat verantworten müssen. Beeile dich, unser Eigentum, unsere Kamele und Pferde zurückzugeben und nimm deine Hände von meinem Freunde, dem Gaste deines Herrn.“

Statt einer Antwort warf der erboste Räuber das Kleidungsstück weg, dessen Taschen er gerade plünderte. Er packte sein Gewehr und schlug Ali mit dem Kolben seines Karabiners so kräftig über das Hinterhaupt, daß er wie ein Loter zusammenbrach und liegenblieb. Der erboste Mensch hieb noch weiter auf die leblose Gestalt Alis ein und trat ihn mit den Füßen. Ich war auf den Rasenden zugesprungen und wollte ihn von Ali wegzerren. Der Anführer

aber stieß mir seinen Mauser in den Rücken. Ich taumelte. Ein schwerer Schlag fuhr auf meinen Unterarm nieder. Derselbe Hieb hatte aber auch meinen Kopf mit genügender Wucht getroffen, daß ich die Besinnung verlor.

Als ich nach langer Zeit zum Bewußtsein zurückkehrte, merkte ich, daß mich die Fid'an ausgezogen hatten. Stundenlang hatte mein nackter Körper auf bloßer Erde gelegen. Glücklicherweise war es kein heißer Tag gewesen. Wolken standen am Himmel. Ich fühlte mich ziemlich elend, und Arm und Kopf schmerzten. Der Schlag hatte glücklicherweise nur die Muskel am Unterarm geschürft und mir eine ziemlich wunde Stelle oberhalb der Schläfe hinterlassen.

Unweit von mir lag Ali auf dem Rücken.

Es dunkelte bereits, als ich, noch immer etwas benommen, zu ihm hinüberwankte. Die Fid'an hatten Ali übler zugerichtet als mich, aber seine unverwundliche Laune war bereits zurückgekehrt.

„Alles haben sie mir genommen“, sagte er, „nur ihre verflirten Läuse nicht.“ Dabei kratzte er sich an seinem nackten Körper und behauptete, daß er Aleppo „stubenrein“ verlassen hätte.

Als es dunkel geworden war, merkte ich, daß einige hundert Meter entfernt hinter einer Bodenschwelle ein kleines Feuer brannte. Es mußten die Fid'an sein, die dort lagerten.

Ali fühlte sich noch zu schwach, um mit mir zu gehen. Ich machte mich allein auf den Weg.

Als ich mich dem Feuer näherte, sah ich, daß es tatsächlich Fid'an waren, die um einen Kaffeeherd herumhockten.

„Schuß!“ rief ich den Leuten zu.

Einer von den Beduinen sprang auf. Er hatte sein Gewehr in der Hand, riß den Verschuß herum und warf eine Patrone in den Lauf. Unwillkürlich schloß ich die Augen und schwankte — da hörte ich die Stimme des Akid-Führers, der seinem Mann zurief, nicht zu schießen. Der Schreck war mir so tief in die Glieder gefahren, daß ich in die Knie gesunken und umgefallen war.

Mein Lebensretter kam auf mich zu. Er hatte einen Lederschlauch mit Butter in der Hand und flößte mir einige Schlucke von dem warmen flüssigen Fett ein. Ich fühlte mich danach wie neu belebt.

Der Akid führte mich an das Feuer und reichte mir Kaffee. Jetzt wußte ich, daß mein Leben hinfort unter dem Schutze dieses Mannes stand. Ich bat ihn um unsere Gewänder. Er wollte sie mir geben, aber seine Leute zankten sich

mit ihm darüber, und ich mußte mich mit zwei alten zerschliffenen Hirtenmänteln zufriedengeben. Einen davon hing ich mir über die Schultern. Mit dem anderen und dem Butterschlauch begab ich mich zu Ali, der sich nun ebenfalls stärkte und, von mir gestützt, an das Lagerfeuer der Fid'an führen ließ. Sie erlaubten, daß wir uns in ihrem Kreise niederließen, und reichten auch Ali wiederholt Kaffee.

Es stellte sich heraus, daß sie ganz gemüthliche Leute waren. Hätten wir uns nicht in Diskussionen beim Überfall eingelassen, so wären wir viel glimpflicher davongekommen. Jetzt ruhten wir bei ihnen ebenso sicher wie in Abrahams Schoß.

Im Laufe unserer Abendunterhaltung fiel mir der Brief von Amir Fuaş an Hajem Pascha ein, das Schreiben, welches damals in Aleppo eine solch groteske Wirkung ausgelöst hatte.

„Liest du Arabisch?“ fragte ich den Akid; da er aber, wie ich erwartet hatte, verneinte, forschte ich weiter: „Kennst du aber wenigstens die Unterschrift deines Scheykhs und das Siegel von Amir Fuaş?“

Das konnte der Fid'an, um sich vor seinen Leuten nicht zu blamieren, unmöglich verneinen.

Wir ließen uns Alis Brustbeutel zurückgeben und suchten den Brief heraus. Alle begannen andächtig zu lauschen. Vorsichtig, sehr vorsichtig fing Ali an vorzulesen. Nur das Angenehme und Höfliche, das andere ließ er ganz aus. Die Galgengesichter hatten ihre staunenden Augen auf die dicken Lippen Alis gerichtet und saugten jedes Wort ein, das er sprach. Als er endete und die Unterschrift und das Siegel küßte, drängten sich die Männer um ihn und betrachteten lange und meistens von der verkehrten Seite das großartige Dokument.

Der Akid schien sichtlich bedrückt. Er steckte für eine Weile seinen Schädel mit den anderen zusammen. Nach längerem Zuscheln und Armsuchteln trat er auf uns zu und nahm uns in das Kreuzfeuer einer Anzahl meist törichter Fragen. Er schien sich endlich davon überzeugt zu haben, daß wir ungerecht behandelt worden waren, und forderte seine Leute auf, uns alles zurückzugeben. Das gab natürlich zuerst eine kleine Revolution, aber der Akid verstand es, seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, und nachdem sich jeder einzelne unter Protesten bis an die Grenze aller Vernunft und Gemüthlichkeit gewunden und gedreht hatte, erhielten wir tatsächlich unser Eigentum zurück.

Nur meine Armbanduhr befand sich noch am Handgelenk des Führers. Ali

bemerkte es plötzlich. Er rief jetzt mutig aus: „Durch dich wird das Angesicht deines Schenkhs angeschwärzt! Trenne dich endlich von unserem Eigentum, wenn du unser Freund bist.“

Der Afid „trennte“ sich wirklich, aber Ali legte sich die Uhr dafür selbst an. „Laß mich sie bewahren“, sagte er im „Beschützertone“, zu mir gewandt. Ali „bewahrt“ sie tatsächlich heute noch für mich auf!

Die Fid'an zählten siebzehn Mann und ebenso viele Pferde. Acht Kamelreiter, die zu demselben Stamme gehörten, waren nach dem Überfall dazugekommen. Es war eine Räuberbande echter Ghazugestalten.

Zum Nachtmahl hatten sie ein großes Sattelleder als Tischtuch in ihre Mitte ausgebreitet. Vorher war es zum Kneten des Brotteiges benutzt worden. Zu anderen Zeiten diente es ihren Kamelen und Pferden als Trog und Tränkfüßel. Es hatte zum Aufhängen an allen vier Enden dicke Lederschlaufen. Der Afid reichte einen Ziegenschlauch herum und goß uns saure Kamelmilch in eine hölzerne Schale.

Eine kleine Schar der Dhaluls lagerte um uns herum. Das rote Lagerfeuer beleuchtete sie; ihre langen Schatten verschmolzen mit der Nacht. Man glaubte, von ungeschlachten Ungeheuern umgeben zu sein.

Wenn ich meine Augen schloß und nur dem Rülpsen und Stöhnen meiner Tischnachbarn lauschte, vermochte ich sie kaum von den wiederkäuenden Kamelen zu unterscheiden. Am lautesten stöhnte Ali.

Am Morgen sprachen die Fid'an davon, daß sie sich uns anzuschließen gedächten, um in das Kualagebiet abzubiegen und dort Kamele zu „holen“. Ali und mir blieb nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wir mußten ihre Gesellschaft mit der frommen Hoffnung ertragen, daß wir irgendwo mit den Kuala zusammengeraten würden.

★

Zwei Tage später lagerten wir am Brunnen von al-Hajanl, wo unsere Kamele und Pferde getränkt wurden. Einer von den Beduinen trachte dazu eine flache Vertiefung in den Boden und legte das Reitleder vom Kamelsattel darüber. In diesen einfachen, aber praktischen Erdtrog gossen wir dann das warme Wasser aus der Grube und ließen unsere erschlafften Tiere trinken.

Von hier aus zogen wir durch das trockene Flußbett von al-Hajanl.

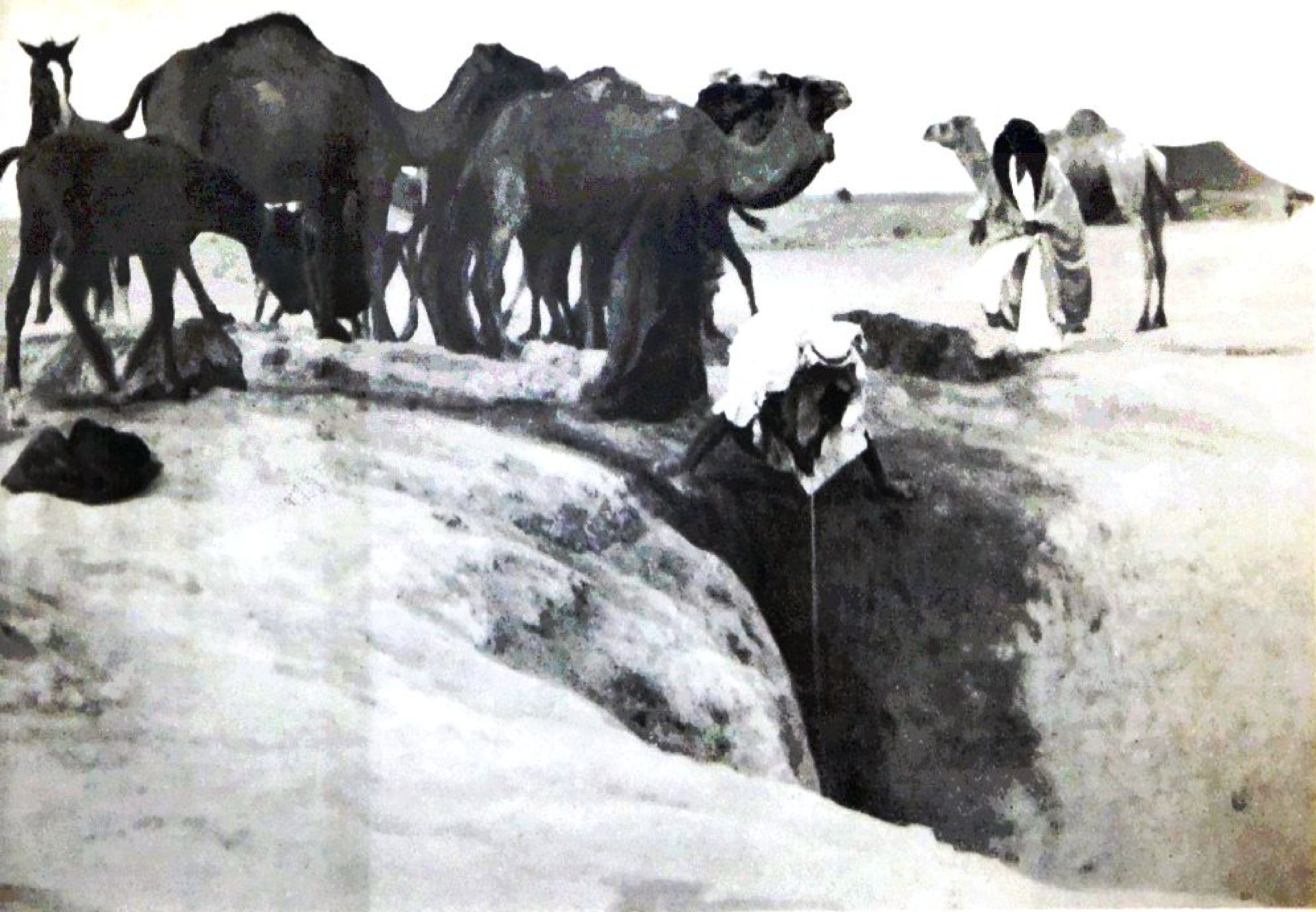
Als wir über eine Ebene zwischen zwei Armen des Wadis ritten, trachten plötzlich Schüsse. Im Nu rissen die Fid'an ihre Pferde herum und versuchten,



Durst! Sorgsam gießt der Reiter das Wasser in das Sattelleder über einer Vertiefung im Boden



Das Schiff der Wüste. Die Tragbahre für die Frauen



Tränke an einem Wasserloch in der Wüste



„Die vom Hirtenfrieden Arabiens behüteten Fluren“

in größter Flucht davonjugaloppieren. Das Feuer des Gegners, welches erst zur Warnung über unsere Köpfe abgegeben worden war, schlug aber jetzt in unsere Reihen ein und warf verschiedene Reiter von ihren verwundeten und zusammengebrochenen Tieren. Als die Fid'an bemerkten, daß für sie wenig Aussicht zum Ausreißen bestand, hielten sie ihre Stuten an und gaben damit den Feinden zu erkennen, daß sie sich ergeben würden.

In dem kurzen Überfall verloren wir zwei Kamele und zwei Pferde, aber Gott sei Dank hatte die Beschießung sofort aufgehört. Als ich mich umblickte, bemerkte ich, daß wir richtig in eine Falle gegangen waren. Die Fid'an waren zu sorglos gewesen. Sie hätten wenigstens ihre Kundschafter voraussenden müssen.

Mehr als hundert Kamelreiter „wuchsen“ vor unseren Augen aus dem Boden. Es bestand für mich kein Zweifel, daß wir es mit Kuala zu tun hatten. Nur sie und die Saba kannten dieses Gebiet so ausgezeichnet, aber nur die Kuala reiten mit so vielen vorzüglichen Dhaluls auf den Ghazu. Die Fid'an und Saba dagegen erkennt man stets an der größeren Zahl ihrer Pferde. Auch an den Hirtenmänteln vermag man sie zu unterscheiden: die Saba und Fid'an tragen gestreifte, die Kuala dagegen schwarze.

„Um Gottes willen!“ rief Mat'an mit einem leisen Schauer aus, als er sich verloren sah. Er blickte mich fragend an, denn er mochte glauben, daß ich nun die Gelegenheit benutzen würde, mich an ihm zu rächen. Ich beruhigte ihn aber und sagte:

„Wir haben Frieden mit dir gemacht. Ich werde diesem Kualaführer bezeugen, daß uns tatsächlich dein Schutz begleitete, damit wir ohne Mißgeschick in das Weidegebiet meiner Freunde gelangen können. Ich werde verlangen, daß ihr heute abend in Frieden mit diesen Kuala zelten sollt.“

Froh über diese Zusicherung nickte der Fid'an und rief aus: „Du erleuchtest wahrhaftig mein Angesicht, und ich schwöre dir, daß ich nun alles zurückgegeben habe.“

Zu meiner größten Überraschung hielt er in seiner ausgestreckten Hand meinen verloren geglaubten Präzisionskompaß! Ein wertvolles und sehr notwendiges Instrument. Seit unserem Zusammentreffen mit den Fid'an war es verschwunden geblieben.

Die Kuala, in den hohen Sätteln ihrer hageren Tiere sich wiegend, kamen näher. Ich ritt ihnen ein Stück entgegen. Eine stattliche Figur auf einer „roten“ (braunen) Stute, unter welcher der Staub aufwirbelte, galoppierte

den Kamelleuten voraus. Der Mann war verschleiert. Er hatte das Tuch seiner Raffinnah über sein Gesicht gezogen und die Enden desselben unter dem Kopfring befestigt, so daß ich nur, wie bei einem Bistier, seine Augengegend zu sehen vermochte. Als ich vor dem fremden Reiter meine Stute zügelte, rief er mir zu:

„Wer bist du, o Reiter, auf der „blauen“ (grauen) Stute?“

Diese Frage richtete er an mich, da ich ebenfalls meine Raffinnah über das Gesicht gezogen hatte. Als Antwort riß ich jetzt die Kopfbedeckung vom Haupte:

„Ich ergebe mich dir!“ rief ich aus. Dann zeigte ich auf unsere versammelten Leute und setzte hinzu: „Und alle, die mit mir sind, stelle ich im Namen meines Bruders und eures Amir Fuaz unter deinen Schutz, o Ufid!“

Der Reiter auf der Fuchsstute schlug wütend seine Fersen in die Seiten seines Pferdes und stieß dabei einen durchdringenden Schrei gegen seine heranzrückenden Kamelreiter aus. Die Stute war zuerst unter seinen Schlägen ausgebrochen, aber jetzt hatte er sie wieder unter seiner Gewalt und rief mir zu: „Reite hinweg, mein Bruder, und laß dein Blut nicht für meine Taten verantwortlich sein. Wie ein Panther witterte ich diese Fid'an, diese Hunde, die es wagten, in den Weidegründen der Kuala zu klaffen!“

Es war Fuaz!

Mit der Kampflust der Scha'lan, die aus seinen wilden Augen leuchtete, war der junge Häuptling erfüllt. Er hatte jetzt ebenfalls den Schleier abgerissen und warf seinen Hirtenmantel von den Schultern, der auf der Kruppe seiner Stute hängenblieb. Amir Fuaz entblößte Brust und Arme und wechselte erregt den Karabiner von einer Faust in die andere, während seine Stute vor Kampfbegier auf und nieder tanzte. Ich berief mich in diesem kritischen Moment auf seine Beduinenehre:

„Diese hier, auf welchen deine Augen ruhen, enthalten sich von allem Blutvergießen. Sie begleiteten mich, weil sie vertrauten, daß du ihnen um unserer Freundschaft willen Schutz und Freiheit gewährst!“

Der junge Häuptling antwortete mir nicht. Seine Blicke sprachen um so deutlicher. Sie waren gefüllt mit Haß und grenzenloser Wut. Er trieb seine Stute immer wieder im Kreise um mich herum, um seinem unterdrückten Zorne Luft zu machen. Das arme Tier tat mir leid. Ich rief meinem Freunde zu, sich zu beherrschen und zur Besinnung zu kommen.

Endlich galoppierte er seiner wartenden Kameltruppe zu.

Im stillen mußte ich ihn bewundern! Er hätte sagen können: „Miz, vergiß, daß du diese Räuber unter meinen Schutz stellen wolltest.“ Aber das eine Wort („Dahil“) war gefallen, und wenn es auch keine anderen menschlichen Ohren vernommen hatten als seine eigenen und meine, so war doch Gott als unser Zeuge zugegen gewesen. Das ist selbst für das Gewissen eines arabischen Räuberhäuptlings bindend genug.

Ich ritt zu unseren Fid'an zurück und versicherte ihnen, daß sie unter dem Schutze des Amir Fuaz stünden. Wir lagerten uns daraufhin und begannen mehrere Feuer anzulegen.

Die Kuala waren ebenfalls abgesehen, und ihr junger Häuptling kam mit einigen Leuten zu uns herüber. Er benahm sich so ungezwungen, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und dankte seinen Feinden, daß sie uns, seinen Freunden, Reisebegleitung und Schutz gewährt hatten.

Erst nachdem der Kaffee herumgereicht worden war, sprach man über die Verluste. Amir Fuaz beglich dieselben sofort aus seinen eigenen Kamelen, obwohl er dazu eigentlich nicht verpflichtet gewesen war. Die Großmut eines arabischen Scheyths verlangt aber immer wieder solche Gesen der Freigebigkeit. So schenkte Fuaz zum Beispiel seinen Gegnern für den Verlust ihrer zwei Stuten und zwei Dhaluls sechs von seinen eigenen besten Rennkamelen.

Als die Gesellschaft uns am nächsten Morgen verließ, sandte Fuaz einen seiner Schwarzen mit, der Nata'n und seine Leute bis an die ersten Hügel des Abu Rijmeyn begleiten sollte. Amir Fuaz wollte damit den weiteren Aufenthalt des gefährlichen Raubzugs auf seinem Gebiete verhindern.

Der Falke Anaga

Die Kuala hatten auf ihrer Wanderung bereits die Nähe der Regensümpfel von Khabra Mirfah erreicht. Unsere Kundschafter meldeten täglich neue Gewitterregen. Es mußte demnach in jener Gegend der Regenseen viel Wild anzutreffen sein.

Amir Fuaz hielt diese Umstände für so günstig, daß er zu einer großen Jagd mit seinen Falken und Windhunden vorbereiten ließ.

Eine ungewöhnliche Menge von Pferden umstand an dem betreffenden Morgen bereits in der Dämmerung das geräumige Zelt des Prinzen, vor dem Tra'd ibn Sattam seine Windhunde versammelt hatte.

Seit zwei Tagen hatte man der Jagdvorbereitungen wegen unseren Windhunden und Falken jegliche Nahrung entzogen. Die schlanken Jagdhunde, die ausgehungert zwischen den langen Beinen der Kamele herumlagen, waren noch abgemagerter als sonst, und auch die Falken plagte der Hunger. Sie gurrten ganz laut und verzweifelt, wenn jemand in ihrer Nähe vorüberging. Über ihre Augen hatten die Sklaven rote, blaue, schwarze oder grüne Lederhauben gestülpt. Die kleinen ledernen Helme waren mit Gold- und Silberfäden bestickt.

Amir Fuaz war inzwischen aus seinem Zelte getreten und hatte seine Kriegsstute bestiegen. Dugan, einer seiner Sklaven, der neben mir gestanden hatte, „enthäubtete“ seinen Falken, einen Lieblingsvogel des Fürsten. Als Amir Fuaz, der etwa sechzig Schritte von uns entfernt stand, den Falknerschrei ausstieß, reckte sich der Falke auf, denn er hatte die Stimme seines Herrn erkannt. Dugan ließ sofort die Wurffessel los, die er in seinem fuchsledernen Falknerhandschuh festgehalten hatte.

Mit einem plötzlichen Flügelstoß warf sich der Falke von der linken Faust des Sklaven, strich wie ein Pfeil durch die Luft, stellte sich dann auf die erhöhte Rechte des Prinzen und schirkte laut. Fuaz stülpte jetzt dem Vogel wieder eine Lederhaube über die Augen und ritt zu mir herüber.

„Das ist Anaga, der ‚Meteor‘“, erklärte er mir, „der vom hohen Firmamente fällt und seine Gegner im Sturze erschlägt. Er vermag durch die Höhen des Himmels ebenso sicher zu segeln wie über den Leib der Erde. Du wirst es heute sehen, was Anaga zu leisten imstande ist!“

Auf ein Zeichen von Amir Fuaz setzten wir uns in Bewegung.

Die Koppelführer riefen ihre zierlichen Windhunde: „Schillah“ — „Satha“ — „Larfa“ und andere. Mager und leicht waren sie vom Hunger. Die Gehilfen befreiten die zierlichen Windhunde erst, als die letzten Zelte hinter uns lagen, weil sonst die großen wolfsartigen Wächter- und Herdenhunde die leichten Jagdhunde, deren Verteidigung nur in der Flucht liegt, angefallen und zerrissen hätten.

Zwölf Sklaven des Fürsten trugen Jagdfalken. Jeder Vogel in großer Aufmachung mit Haube, Fesseln und Geschüh. Auch die Verwandten des Prinzen und andere Edelleute der Kuala hatten auf ihren Stuten Falken mitgenommen. Zum Teil „ritten“ die Vögel auf der Hand der Leute, meistens aber auf einem Schaffell, das über die Kruppe der Stute ausgebreitet wird, wenn der Beduine auf Jagd auszieht.

Die „Sala“ oder Treiberschwadron, die aus mehr als dreihundert Kamelreitern und etwa zweihundert Mann zu Pferde bestand, begann sich rechts und links am Horizont auszubreiten, um das Wild aufzustöbern und gegen die Mitte unserer Linie zu treiben.

Umkreist von den Windhunden, galoppierte unser wilder Schwarm von Reitern in der frischen Morgenluft über die weite Ebene.

Unsere Herzen zitterten vor großer Erregung. Das war der glückliche Tag, jener „Sorgenvertreiber“, welchen mir Amir Fuaz seit langem versprochen hatte.

Der junge Prinz galoppierte an meiner Seite dahin. Auf seiner erhobenen Faust ritt Anaga mit einer roten, von Goldfäden durchzogenen Lederkappe; im Scheitel war eine Perle befestigt und an den Seiten, statt der Augen, leuchteten zwei kostbare Smaragde.

„Aziz“, rief Amir Fuaz aus, „ich liebe den Wein des Krieges — aber ach! Ich trinke auch gern die Milch der Jagd! Ist nicht die Jagd eine Schwester des Krieges und die Beute ein zu Boden gestreckter Held?“

Er zügelte sein Pferd, auch ich verhielt meine Stute und ließ den Troß der Jagdgenossen vorüberziehen. Es war ein herrliches, ein reiterliches Volk. Auf schönen Stuten und Kamelen. Die Falken wiegten ihre ausgebreiteten Schwinge, als sie auf den Fäusten der Reiter und auf den Hüften der galoppierenden Pferde dahinstürmten. Mäntel, Mähnen und Schweife, Zöpfe und Kopfbedeckungen, Sattelbehänge, Quasten und Troddeln flatterten im Winde. Hufgetrappel und wiehernde Stuten, girrende Falken und das Geläute der Jagdhunde.



Wügel an Wügel galoppierte ich mit Amir Fuaz und seinen Reitern dahin. Die scharfen Augen unserer Jäger beobachteten einen immer höher aufsteigenden Reiher. Der einsame Vogel kommt nur gelegentlich in diesem Teile Arabiens vor. Er befand sich wahrscheinlich auf seinem Zuge aus dem Marschlande Südmesopotamiens. Der junge Häuptling war ganz außer sich geraten. Er stieß freudige, gellende Rufe aus:

„O mein Auge — mein Raffer — dort ist deine Beute!“ Und mit zitternden Fingern und immer noch im Galopp versuchte er, seinem Falken Lederhaube und Fußriemen abzunehmen.

„O du leuchtender Blitz! O du Schwert des Himmels!“

Der Fürst liebte diesen Falken ganz besonders, ein Terzel aus fünfter Mauser und ein Geschenk des Schenkhs von Bahrein, der vor zwei Jahren eine wertvolle Stute dafür getauscht hatte.

Jetzt, als Fuaz die Fesseln gelöst hatte, schwenkte er Anaga auf seiner Hand auf und nieder und dann zur Seite.

„Öffne deine schnellen Schwingen!“

Mit leichtem Flügelschlag und girrenden Lauten schwang sich der schöne Vogel in die Luft.

Fast unnatürlich schrill schallte sein „Ki-ki-ki!“ aus dem echolosen Raume über uns. Wir zügelten unwillkürlich unsere Pferde und blickten dem Schauspiele zu: Der Falke war zuerst in ziemliche Höhe gestiegen. Nach einer Weile tauchte er nieder und segelte in langem Fluge über den Boden dahin, ohne den Reiher scheinbar zu beachten. Sichtlich genoß er das Spiel seines Fluges und das gefährliche Streifen und Wenden dicht über der Erde. Dann ein kühner Schwung, und mühelos schraubte sich Anaga in weiten Spiralen in das sonnige Meer des Himmels hinauf, bis er fast den Augen entschwand. Mit kurzen kräftigen Flügelschlägen näherte er sich seiner Beute. Aber noch zu weit und zu hoch über den Reiher hinaus. Er wendete plötzlich. Mit angezogenen Schwingen fiel er im Sturzflug auf den großen Vogel herab, der im letzten Augenblick seinen langen Hals und spitzen Schnabel dem Falken entgegenstieß. Gewandt und in einem kühnen Bogen schoß der Falke vorbei und benutzte die gesteigerte Schnelligkeit zu einer neuen Aufwärtskurve, welche ihn in das Angesicht des Windes trug, in eine höhere und vorteilhaftere Stellung. Dort kreiste Anaga, unser Meteor, lauernd eine Weile umher und blieb endlich, ohne zu rütteln, wie ein Stern am Himmel haften.

Freudig rief Amir Fuaz aus, als er den regungslosen Falken betrachtete:

„Nun wirst du sehen, daß ihm der Reiher in seine Krallen fällt wie die Beute des Fischers in ein Netz!“

Der Falke ruhte noch auf stillen Schwingen.

Er wählte gewiß seine Flugbahn für den verhängnisvollen Todesstoß . . . plötzlich wippte Anaga oben herum . . . ein jäher Stoß, und wie ein Pfeil schnellte er hinab. Mit einem einzigen kräftigen Flügelschlag gab er seinem Körper jenen unheimlichen Abschwung, der seine Geschwindigkeit ins Unglaubliche steigerte und ihn, einem tödlichen Wurfgeschosse gleich, in die Tiefe trug. Mit gefalteten Fittichen, die Beine dicht an den Körper geschmiegt, brauste er hinab. Plötzlich aber, kaum bemerkbar, breiteten sich seine Fittiche. Der große Reiher war mit hastigen Flügelschlägen in entgegengesetzter Richtung davonsegelt. Er hatte den Jagdstoß seines Gegners noch rechtzeitig bemerkt.

Unser Falke, mitten im Schwunge seines Absturzes gewendet, segte auf derselben Höhe mit dem Reiher dahin.

„Kait — kait — kait“, schrillte triumphierend sein Schrei zu uns herüber. Schon senkte sich seine Flugbahn ein wenig hinter dem Reiher, und wie von einer Woge getragen, strich Anaga mit unbeweglichen „Händen“ über sein Opfer hinweg. Nur seine Bauchfedern berührten den Reiher, aber die Fangklaue schlug zu und band den großen Vogel am Halse.

Sich überkugelnd sausten die ineinandergekrallten Gegner zur Erde. Losgerissene Federn flatterten in der Luft. Dem Falken gelang es aber immer wieder, obenauf zu bleiben und sich schließlich von den gefährlichen Segeln des Reihers zu trennen, nachdem er seinem Opfer den tödlichen Schlag mit seiner stahlharten, scharfen Kralle versetzt hatte.

Nur ein erfahrener Raubvogel konnte zur rechten Zeit das geschickte Loslösen fertigbringen.

Der schlaue Falke segelte bereits in den Wind, als seine Beute mit einem dumpfen Schlag die Erde traf. Triumphierend schirkte Anaga über seinen grausamen Sieg und wirbelte fast kerzengerade wie eine Fontäne empor, um dann in einem eleganten Bogen zu uns zurückzukehren. Die Luft pffte hell durch seine gespreizten Federn, als er dicht über unseren Köpfen vorbeistrich. Amir Fuaz rief begeistert seinem Falken zu:

„O Meteor — o Kaffer — o mein Auge!“

Freudig girrte der blutbespritzte, breitschultrige Falke, als ob er die Schmeichelei verstanden hätte, und mit ausgestreckten „Zehen“ und weitgespreizten Segeln „stellte“ er sich sanft auf die emporgehaltene Faust seines Herrn, der jählich

die unordentlichen und zerzausten Federn streichelte. Wie ein Betrunkener begann sich der blutberauschte Vogel zu schütteln, plusterte sein Gefieder, „starrte“ es wieder ab, verdrehte seine goldumrandeten tiefschwarzen Lichter und die grauen Schleier seiner Augenhäute. Er war teuflisch, wirklich ein alter Räuber, aber unzweifelhaft gehörte ihm die Krone des Falkenstandes bei den Kuala.

Nach dem großartigen Luftkampf belohnten die Sklaven Anaga mit einem lebenden Nadelschwanzhuhn, das jemand eingefangen hatte. Der Falke kröpfte es mit drehenden Kopfbewegungen und brach erst eine Schwinge heraus, um Lunge und Herz zu erreichen, dann riß er die stärksten Muskeln am Brustbein los und ließ das Gescheide und alles übrige liegen.

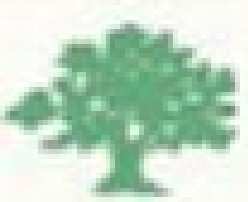
Ein Reiter war zwei Windhunden entgegengaloppiert, die den abgestürzten Reiher angeschleppt brachten, und entriß ihnen die Beute. Die schönen Genickfedern des Reihers rupfte der Mann heraus und schenkte sie Amir Fuaz.

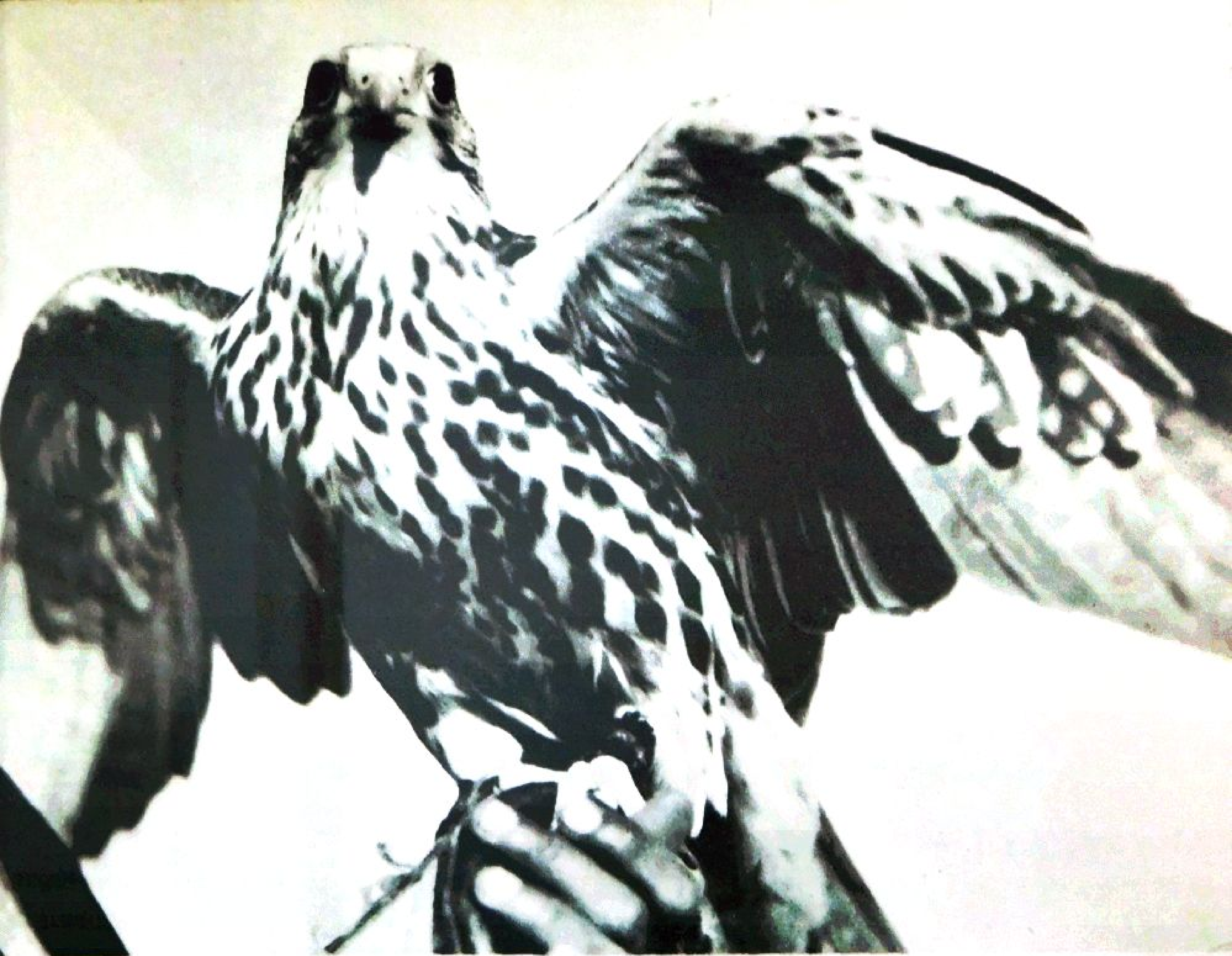
*

Unsere Treiber hatten während dieser Vorgänge immerzu Hasen und anderes kleines Wild aufgestöbert. Die Falken, welche man zu dieser niedrigen Jagd verwendete, gehörten nicht dem edlen Geblüt an wie Anaga. Den sonst hilflosen Langohren stand mit ihrer Schnelligkeit und ihrem raschen Wenden dicht über der Erde eine gefährliche Verteidigungsmöglichkeit zur Verfügung.

Einer von den Falken brach sich das Genick dabei. Ein anderer beschädigte seine Schwingen und vermochte nicht weiterzufliegen. Aber trotzdem waren die meisten Falken so geschickt, daß sie mit einem Dolchstoß ihrer Krallen in die Rippen und Lunge Hasen töteten oder dem armen Tier den Bauch aufrißen. Die Jäger mußten schnell zugegen sein, wenn ein Hase geschlagen worden war. Da hieß es rasch hinzureiten und den Hirtenmantel über den Falke und seine Beute werfen, damit der gierige Jagdvogel nicht von seinem Opfer aßte, ehe dem Hasen die Kehle durchgeschnitten wurde. Denn das Schächten ist eine uralte ismaelitische Sitte, und das Fleisch mit dem Blute in sich ist für menschliche Nahrung verboten.

Auch die Windhunde hegte man auf Hasen. Jedesmal zwei zusammen. Der eine verfolgte, während der andere dem Hasen die Flucht abschnitt. Das war nicht so leicht für die größeren Verfolger, die sich überkugelten, wenn der Hase einen Haken schlug oder sich rückwärts herumwarf.





„Der Tod in den Schwingen“: Der scharfäugige Jagdfalke



Faltner, gefolgt vom Glufi, dem unentbehrlichen Windhund



Der Autor Carl R. Raswan mit einem Falken



Arabische Gazelle, das unschuldige Opfer der grausamen Falken

Der junge Gazellenbock

Ein Falke kreiste in hohem Bogen zurück. Die Jäger riefen ihm drohend zu — umsonst! Er schoß wie ein Pfeil so dicht am Halse meiner galoppierenden Stute vorbei, daß ich mich überrascht aus dem Sattel bog, damit ich nicht von ihm getroffen wurde. Nach einer unglaublich scharfen Kurve wendete der Falke. Er kehrte fast augenblicklich auf dieselbe Stelle zurück und landete unweit von mir auf der Erde. Ich hatte mein Pferd gezügelt und beobachtete, daß sich der Falke auf seinem gespreizten Stoß gegen die Erde stemmte und in seinen Krallen eine Schlange festzuhalten versuchte. Er haschte fortwährend mit seinem Schnabel nach dem Kopfe der Viper. Ihr harter Schuppenleib schlang sich immer wieder in neuen Windungen um den Falken, aber haltlos glitten die geschmeidigen Ringe von dem Gefieder ab. Endlich gelang es dem Vogel, das giftige Haupt der Schlange zu fassen und mit einigen drehenden Bewegungen von ihrem Leibe abzutrennen.

Viele von den Reitern, die sich gerade in der Nähe befanden, waren herbeigeeilt und hatten dem Kampfe des Schlangentöters zugeschaut. Als der Falke sein Opfer zu verzehren begann, rief ihn ein Sklave bei seinem Namen:

„Suhayl!“

Gehorsam verließ er seine Beute und schien auf die erhobene Faust des Falkners niederstreichen zu wollen, aber mit einem plötzlichen Ruck schwang er sich in die Lüfte und segte über uns wie ein abgeschleudertes Stein hinweg.

Er stand noch einmal am Himmel und verschwand dann für immer unseren nachblickenden Augen.

„Dieser Teufel!“ rief jemand aus und lachte.

„Er ist wahrhaftig ein Teufel!“ antwortete Amir Suaf. „Solche Augen hat selten ein Falke besessen und noch weniger solchen Mut! Es ist gut, daß er sich ein Weibchen sucht. Gott gebe, daß wir eines Tags seine Brut finden mögen!“

Der Ruf der Wildnis hatte „Suhayl“ gelockt. Er hatte der Stimme seines Blutes gehorcht.

★

Mit lauten Rufen trieben die Beduinen ihre Stuten wieder an und rasten voller Karriere um die Wette.

Für diesen Tag aber, obwohl es noch zeitig am Morgen war, war es genug, denn

die heiße Sonne soll den Windhunden und Falken gefährlich sein. Amir Fuaz ließ seine Leute zusammenerufen, und wir suchten unseren vorher bestimmten Lagerplatz auf, wo nach einiger Zeit unsere Packkamele mit den Wasser-
schläuchen eintrafen.

In gerader Linie befanden wir uns höchstens zwölf Kilometer von dem auf der Wanderung befindlichen Kualalager entfernt. Durch unser Kreuz- und
querreiten hatten wir aber gegen dreißig Kilometer zurückgelegt.

Skaven hatten Brennmaterial gesammelt, Kaffee wurde gekocht und das
Fleisch von Hasen und Trappen geröstet. Aus allen Richtungen kehrten die
Reiter zurück und ließen ihre Pferde verschmausen. Gruppen bildeten sich um
kleine Feuer. Die Kamelreiter, unsere Treiberschwadron, traf nach und nach
ein. Sie brachten eine Menge Wild: Adelschwanzhühner, Trappen,
Hasen, Füchse, Dachs und auch einige Gazellen. Sie warfen alles in der Nähe
von Amir Fuaz und den anderen Häuptlingen auf die Erde.

Die durstigen Stuten wurden erst getränkt, nachdem sie eine Weile geruht
hatten. Den ermüdeten und nach Luft schnappenden Windhunden aber
planschten die Skaven sofort Wasser ins Maul, und ihre Falken stellten sie in
Kochgeschirre mit kühlem Wasser, worin sich die staubigen Tiere plusterten
und putzten. Die übrige Jagdgesellschaft lag kaffeetrinkend und in Unter-
haltung begriffen umher.

Ein schöner ausgewachsener, rötlichbrauner Falke hockte aufgeblockt neben mir
auf einem waagerechten Spreiße. Er flatterte von Zeit zu Zeit auf und ver-
suchte fortzufliegen; aber ein starkes Lederbändchen hinderte ihn daran. Er
befand sich erst seit zwei Tagen in Gefangenschaft, und seine Augenlider
waren noch aufgebräut, das heißt zusammengenäht, wie es die Beduinen mit
frisch gefangenen Falken zu tun pflegen. Dugan, der Sklave, hatte ihn mit
auf die Jagd genommen, damit er sich an das Reiten gewöhnen sollte.

Gegen Abend sandte Fuaz einige Reiter nach seinem Stamme, um auszu-
finden, wo sein Zelt aufgeschlagen worden war.

Nach dem Abendbrot, als der Mond im schönsten Glanze vom stillen Nacht-
himmel herableuchtete, stiegen wir zu Pferde und ritten hinüber.

Wundervoll war dieser Ritt durch die Nacht!

Weit verteilt und in Gruppen zogen wir im Schritte dahin.

Mnahi, der Leibsklave von Amir Fuaz, schlug mit einer Handtrommel den
Takt zu den Beduinenliedern, die aus der Ferne nur wie ein „Do-ho-lu-u-h“ —
„Do-ho-lu-u-h“ zu uns herüberklangen.

Ritten wir eine Bodenschwelle hinauf, so glaubte ich, die Welt würde nun dahinter zu Ende sein. Ich erwartete dann immer einen dunklen Abgrund mit einem lichten Meer, opalenes Licht und Sterne, die aus der Tiefe aufsteigen würden.

Und Lichter stiegen tatsächlich auf, als wir eine neue Bodenerhebung erreichten! Rötliche Feuer — die ganze Umgegend war damit bedeckt.

Das große Beduinenlager breitete sich vor uns aus, unter dem gleißenden Lichte des Mondes.

Es war ein magisches Bild — ein Märchen der Wüste.

Ferne Stimmen drangen zu uns.

Wir ritten hinab — eine Welle von singenden Reitern — und verschmolzen mit dem nächtlichen Schatten der schwarzen Zelte. Dort stiegen wir von unseren Pferden, banden ihre Halfterleinen an die ausgespannten Seile und traten unter die schwarzen Ziegenhaardächer und an die Kameldungfeuer. Nach Mitternacht kehrten wir zu unserem eigenen Lagerplatz zurück. Beduinen lieben diese nächtlichen Palaver und ruhen sich dafür am Tage aus, wenn sie nicht gerade wandern müssen.

Wir rollten uns für eine Stunde in die Schafpelze und rückten näher an die wärmenden Feuer, denn die Nacht war bitterkalt geworden.

Raum eingeschlafen, hieß es auf einmal wieder aufstehen. Ringsum noch Nacht. Vermummte Gestalten erhoben sich und traten an glühende Aschehaufen; streckten ihre Hände darüber und nahmen sich Feuer an glimmenden Stengeln für ihre selbstgerollten Zigaretten.

„Steht auf, ihr Kinder!“

Die Sklaven traten an ihre Dhaluls, nahmen ihnen die Kniefesseln ab und stießen sie in die Flanken. Die dunklen Gruppen der Kamele erhoben sich.

Die Stuten wurden noch geschont. Sie sollten erst zur Jagd geritten werden.

Wir führten sie, wie gewöhnlich, an die Kamele gehalftert, mit uns.

*

Es ging hinein in den glühenden goldenen Morgen. Über der endlosen Ebene offenbarte sich alles so rein und durchsichtig. Selbst bis in die fernste Weite. Alle unsere Sinne waren erfrischt, alle Lebensgeister erwacht.

Die Jäger wechselten bereits von den Kamelen auf ihre Pferde. Wir befanden uns nahe den Sümpfen von Khabra Mirsiyah. Viele Spuren von Gazellen liefen darauf zu.

Unsere Treiber waren ausgeschwärmt. Sie hatten das erste Rudel von Gazellen aufgeschreckt und trieben sie uns zu.

Die wilde Jagd ging los! Hui! Wie unsere Stuten ausgriffen! Wie die Hufe flogen! Wie sich die Reiter und das Wild über die Ebene verstreuten, und wie ihre Treiber immer wieder neue Herden von Gazellen aufschreckten!

Eine Gruppe von Reitern, der auch ich angehörte, ritt den Flüchtigen bedenklich nahe, aber stets auf's neue hogen die windschnellen Tiere geschickt zur Seite. Mehr als eine Stunde dauerte bereits die wilde Jagd. Unsere Pferde zitterten und schnaubten vor Ermattung. Manchen Gazellen war es gelungen, die zerstreute Linie unserer Jäger mit federnden, weitausholenden Fluchten zu durchbrechen.

Amir Fuaz und seine Beduinen lösten mit bebenden Fingern die Lederkappen und Fußfesseln ihrer Falken.

Mit schrillum Kiatkialkial-Rufen segelten die Vögel davon. In fast unglaublich kurzer Zeit erreichten sie die bedauernswerten Gazellen und wählten ihre Opfer aus. Sie folgten ihnen erst ganz nahe am Boden und setzten sich dann zwischen die Hörner und auf den Köpfen und Nacken fest. Mit verzweifeltem Vorwärtstürzen und plötzlichen Seitensprüngen versuchten die Gazellen zu entkommen oder die grausamen Verfolger von sich abzuschütteln, aber umsonst! Mit ihren Krallen in Augenhöhlen und Kopfhaut eingehakt, schlugen die Falken wild mit ihren Flügeln und Schnäbeln auf die Lichter der Gazellen, um ihren Lauf zu hemmen.

Entsetzt hielt ich meine Stute an. Eine geblendete Gazelle rannte an mir vorbei. Sie vermochte nicht mehr den heraneilenden Windhunden zu entweichen, welche die zu Tode Gehezte an ihren Sprunggelenken niederrissen und sie auch nicht losließen, als sie sich mit ihr auf dem Boden überschlugen. Aus dem aufgewirbelten Staube hörte man das Köcheln, Blöken und Bellen der sterbenden Gazelle. Erst die Jäger, welche auf ihren Stuten angerast kamen, erlösten sie aus ihrer Qual.

Mit wilden Schreien warfen sich die Männer von ihren Pferden, wenn Gazellen zur Strecke gebracht wurden, und stießen ihnen mit einem schnellen Griff und Schnitt die Drosseln durch.

Die Falken schirkten über den Köpfen der wildgewordenen Menschen und Tiere. Das wehrlose, schöne Wild aber lag zuckend auf der Erde. Ihre Trachten aufgerissen, ihre zierlichen Köpfe eine blutige Masse.

Fünf Gazellen fielen im ersten Rennen den grausamen Falken und Wind-

hunden zum Opfer und einunddreißig weitere Gazellen, ehe die Reiter beschloffen, umzukehren und nach Hause zu reiten.

Ein junger Gazellenbock hatte uns ein ganz besonderes Schauspiel geboten. Ihm war es gelungen, zwei Falken von sich abzuschütteln und sogar einen der Windhunde mit seinem spitzen Gehörn zu erdolchen. Ganz deutlich sahen wir ihn — allein in großer Entfernung sichernd gegen uns stehen. Unsere ausgedehnte Treiberschar begann ihn einzuschließen.

Die wilde Jagd war von neuem losgegangen. Ich hoffte innerlich, daß der brave Bursche uns endgültig entkommen möchte, aber seine Kräfte schienen sich erschöpft zu haben. Unsere Reiter näherten sich ihm immer mehr. Die Sklaven des Prinzen und ein Sakkar (Falkner) entfernten bereits drei kräftigen Falken die Lederhauben und ließen sie frei.

In kurzer Zeit hatten die Raubvögel das flüchtige Tier erreicht. Noch einmal verfolgten unsere Augen das verzweifelte Ringen.

Die Beduinen hatten unter sich ausgemacht, diesen Kampf nur durch ihre Falken, ohne Mithilfe der Windhunde, austragen zu lassen.

Unsere Reiterschar donnerte jauchzend und wilde Rufe ausstoßend hinter dem Gazellenbock einher. Keine hundert Pferdelängen trennten uns von ihm. Wir konnten deutlich seinen Kampf gegen die drei Falken beobachten und kamen fortwährend näher an ihn heran, denn er bog aus, warf sich auf die Erde, schlug richtige Purzelbäume und stürmte wieder dahin, links und rechts Haken schlagend. Es war eine schwere Aufgabe für die drei Falken, diesem Meister in der Abwehr beizukommen. Es mochte nicht sein erster Kampf gegen die grausamen Jagdfalken sein.

Aber schließlich waren auch die Falken Meister in ihrer Art. Es war doch zweien von ihnen gelungen, sich im Nacken und auf dem Kopfe des Gazellenbocks festzuhalten.

Die Beifallsrufe der wilden Männer gellten laut über die Ebene und über-töntten das Getöse der Hufe und das Schnauben der Pferde.

Es galt aber nicht ihren Falken, sondern vielmehr dem verwegenen Burschen auf seinen vier flüchtigen Läufen. Er hatte plötzlich in seinem Laufe innegehalten und war kopfengerade in die Luft gesprungen. Mit demselben mächtigen Sage warf er sich auf die Erde, stürzte, überkugelte sich, und mit einem gewandten Zurseitewerfen des Hauptes grub er die kleinen dolchartigen Hörner in den Boden und überschlug sich noch mehrere Male, wobei er auch den dritten Falken, der ihn angefliegen hatte, unter sich begrub.

Es hatte ausgeschaut, als ob er sich nicht wieder erheben würde, als ob er seine dünnen feinen Knochen gebrochen hätte. In zwei Augenblicken hatte sich der ganze Vorfall abgespielt, und schon wieder stand das verzweifelt kämpfende Tier auf den Beinen, und ehe man es zu begreifen vermochte, hatte er von neuem die Flucht ergriffen.

Ein schwerverletzter Falke hatte sich zwischen seinem spitzen Gehörn verfangen gehabt und war bereits nach einigen Fluchten auf die Erde gefallen. Unsicher und torkelnd flatterte das verwundete Tier auf dem Boden umher. Etwas weiterhin lagen die beiden anderen Falken erdrückt oder erdolcht.

Die Sklaven lösten nun schnell einige Windhunde von den Beinen, als sie bemerkt hatten, daß ihnen die Beute entwischen würde. Die Hunde kamen aber zu spät. Sie jagten eine Weile hinter dem aufgewirbelten Staube der Gazellen her, blieben jedoch schließlich erschöpft stehen, und der Held des Tages verschwand auf seinen flüchtigen Hufen in dem gläsernen Meer der Ferne.

„Na ischli — na ischli!“ hörte ich die Männer rufen. Ein leeres Echo über einsamer Wildnis — der Ruf der Beduinen nach ihren Jagdhunden.

Unsere Heimkehr glich nicht dem munteren Begreiten am Morgen. Ein großer Teil unserer Stuten lahmt. Sie mußten aber trotzdem ihre müden Herren tragen und — Gott sei es geklagt — einen großen Teil der Jagdtrophäen und einige Windhunde, die sich verletzt hatten.

Auf dem Hirtenmantel von Amir Fuaz bemerkte ich den „Schmelz“ seines Falken und versuchte, es von seinen Schultern abzuklopfen. Aber der junge Prinz hinderte mich daran und sagte stolz: „Nicht doch, Uzi! Das Extremum der edlen Falken prägt uns Beduinen das Zeichen vornehmer Geburt auf.“ Seine Worte erklärten mir besser als meine eigenen Gedanken den wahren Zweck dieser grausamen Jagden: Sie gelten als edel und ehrenhaft. Das Edle, „Großäugige“ der Wildnis muß erprobt werden! Edel und großäugig zugleich sind aber die Beduinen selbst; dazu ihre Pferde, Dhalulz, Windhunde und Falken und die Beute, der sie nachgehen: die schlanken Gazellen, Antilopen und Strauße. Das Unedle hingegen verachtet der wandernde Araber, er unterwirft es nicht dem Gesetz der Wüste — dem „Stirb und Werde“ —

denn nur das Schwache stirbt,
damit das Starke lebt.

Dritter Teil

Wie die Beduinen leben



Ghe ich dieses Buch abschliesse, will ich noch einiges über die Lebensbräuche der Beduinen erzählen. Die Beduinen zerfallen in „Freie“ und „Skaven“. Jeder reinblütige arabische Nomade nennt sich einen Aristokraten. Er verabscheut jede Arbeit, mit Ausnahme jener, die er an sich, an seiner Kriegsstute und an seinem Rennkamel vorzunehmen hat. Für alle anderen Verrichtungen: Kamele melken, Zelte aufschlagen und abbrechen, die Arbeit am Feuerherd, Kochen, Backen, Beladen der Lastkamele und hundert andere Dinge hält er sich Skaven, oder seine Mutter, seine Frauen, seine Schwestern und seine Töchter müssen den Schwarzen bei der schweren Arbeit helfen. Diese schwarzen Skaven, deren Vorfahren einst in Ostafrika geraubt und über das Rote Meer nach der arabischen Halbinsel gebracht wurden, befinden sich seit vielen Jahrhunderten unter den wandernden Arabern. „Ein Diener, in meinem Hause geboren“, erklärt sein Besitzer. Die Skaven dagegen nennen ihren Herrn „unseren Onkel“. Trotz aller Vertraulichkeit ist es ihnen aber niemals erlaubt, selbst die niedrigste, vielemal geschiedene Beduinenfrau zu heiraten. Dagegen dürfen sie unter ihresgleichen eigene Familien gründen. Die männlichen Nachkommen dieser Neger bilden die Leibwache ihres Herrn. Sie kämpfen an seiner Seite, und fast unglaublich mutet es an, wie manche dieser Skaven tüchtige Schöfföre geworden sind, wie geschickt sie es verstehen, einen achtylindrigen Wagen über die Steppe gegen den Feind zu lenken oder auf einem Rennkamel wochenlang auf Beutezug zu reiten. Nach erfolgreichen Raubzügen erhalten die Schwarzen einen Anteil der Beute. Die Freigebigkeit und das Vermögen eines Häuptlings vermag man an seinen Skaven einzuschätzen, die mit unglaublicher Treue sich für ihn einsetzen. Je reicher der Scheik, um so größer die Anzahl seiner Skaven und seiner Leibwache, um so gefährlicher ist es auch für andere Häuptlinge, nach seiner Stellung und nach seinem Leben zu trachten. Denn das Erbe eines Scheiks ist nicht gewiß — es hängt oft von der Gunst seines Stammes ab, vor allem aber von seinem Mut und persönlichen Führergeist. Ein Despot und Tyrann vermag nur eine Weile zu regieren. Ein furchtloser Raubzughäuptling, der durch seine schneidigen und kühnen Taten den Feinden schadet und seine jungen, kriegerischen Leute fortwährend auf erfolgreiche Razzias (von dem arabischen Worte „Ghazu“) führt und sie zu großzügigen Kamelplünderern erzieht, der darf auch noch im ruhigen Alter auf die Unterstützung und Achtung seines ganzen Stammes rechnen.

Die Beduinen sind im allgemeinen nur dem Namen nach Muslimin (Mohammedaner). Das Wasser benötigen sie notwendiger zum Trinken als zu Gebetsreinigungen (wozu sie im Notfalle Sand gebrauchen). Den Fastenmonat feiern sie nur, wenn sie sich in der Nähe der Ansiedler aufhalten, um nicht als Heiden verschrien zu werden. Sie brauchen keine besondere Fastenzeit, denn der Beduine hungert eigentlich immerzu. Wenn er ein- oder zweimal in der Woche seinen Magen richtig zu füllen vermag, ist er zufrieden und dankt Gott. Er lebt immer „diät“ und ist dabei ständig in Bewegung. Er ist demnach dauernd hungrig und darum immer beutelüster, auch wenn er gesättigt ist und es ihm gut geht. Was heute sich bietet — bietet sich vielleicht morgen nicht mehr. Lebt er doch meistens von nur halbgesäuerter Milch, altem getrocknetem Kamelkäse und Brotfladen (ein Gemisch von Gerste, Weizen und Kräutersamen, aber sehr schmackhaft und auf einem heißen Eisenschild über drei Steinen gebacken).

★

Krankheiten befallen den Beduinen ganz selten. Die Luft ist trocken, windig und nie zu heiß oder kalt, obwohl ich Temperaturen bis sechs Grad unter Null am Jabal Enaza erlebt habe und fünfzig Grad Wärme im Wadi Sirhan. Aber das sind Ausnahmen. Die Luft ist niemals schwül oder drückend. Der Regen fällt in kurzen Schauern — Bodennebel sind selten — Sonne und Wind trocknen bald alles auf, was die durstige Erde nicht bereits wegsaugte. In der Bewegung seiner Herden und in dem ständigen Wechsel seiner Weideplätze liegt die Gesundheit des Beduinen begründet. Obwohl die arabischen Nomaden unhygienisch (in unserem Sinne) leben, so ist die Umgebung ihrer Zelte völlig sauber, weil sie eben nie an einem festen Platz verweilen. Halbnomaden und Sassen hingegen fallen, ihrer unsanitären Verhältnisse wegen, allerhand Krankheiten, besonders Typhus, Malaria und Schwindsucht, zum Opfer. Die trockene Luft der offenen Wüste und Steppe, der ständig frische Wind und die heilende Sonne haben jederzeit freien Zutritt zu dem offenen Zelte des arabischen Beduinen. Einen angenehmeren Aufenthalt kann es auch im Sommer nicht geben, und man darf es dem Beduinen nicht verdenken, daß er stundenlang im leicht sonnengefilterten Schatten seines Zeltes den fächelnden Windzug genießt, der gerade stark genug ist, daß die Fliegen sich nicht im Durchzuge aufhalten.

Malaria und andere Fieberkrankheiten kommen also nicht vor. Dysenterie

und Magenbeschwerden treten nur nach Genuß von schlechtem Wasser auf, aber doch bedeutend seltener als man denken sollte. Das wirklich Schwache unterliegt viel schneller als bei uns, und das Starke schreitet über das Sterbende hinweg und macht sein Lebensrecht oft brutal und grausam geltend. Dazu kommt die Gleichgültigkeit des Beduinen für alles — ja, man kann sagen, einfach für alles, was nicht zu seinem eigenen Lebensunterhalt und Erhalt notwendig ist.

Bezeichnend für die geradezu groteske Gleichgültigkeit des Beduinen sind mir stets ihre Begräbnisse gewesen. Da der Beduine fortwährend wandert — das heißt fast täglich — so muß alles oberflächlich und schnell geschehen. Wenn nun jemand stirbt und eilig eingegraben werden muß, dann werden Steine gesammelt und auf die Stätte gelegt. Stirbt an diesem Lagerplatz wieder jemand, so wird nicht erst eine neue Grabstätte bereitet. Er wird einfach danebengelegt und die Steine vom ersten Grab und etwas Erde über ihn gebreitet. So ist dann eigentlich keiner von den Toten ordentlich begraben, und die Nasgeier, Hyänen und Hunde haben es leicht, die Leichname auszuscharren.

*

Im Innersten ihres Herzens sind die Beduinen immer noch Heiden. Der Islam hat sie wenig oder gar nicht berührt. Ihr Paradies, das sind die glücklichen Weidegründe auf dem Monde. Dort leben alle Beduinen in Frieden nebeneinander; besitzen reiche Herden, edle Pferde und ewig junge Frauen. Die nach ihren Sitten und Gebräuchen geselos lebenden Stammesgenossen werden im Leben nach dem Tode hart bestraft. Sie müssen als Fellachen Land bewässern und im Schweiß ihres Angesichts auf der Sonne sich abarbeiten. Es gibt keine Nacht dort, kein Aufhören mit der Arbeit. Es ist eine ewige Plage. Die Sonne soll daher einer alten, erbitterten Frau ähnlich sein; der Mond hingegen einem kraftvollen, lustigen Jüngling. Zum größten Teil sind die Beduinen noch sehr abergläubig. Sie wandern und kämpfen erst dann, wenn der Tau von den Kräutern „geschmolzen“ ist. (Die „Geister“ sind am Werke, solange der Tau liegt!) — Aus abergläubiger Neigung geben die Beduinen ihren Kindern „starke“ Namen, das heißt sie benennen sie nach wilden Tieren, gesunden Pflanzen und furchterregenden Elementen oder nach menschlichen Tugenden und edlen Charaktereigenschaften. Religiöse Namen, wie Muhammed, Ali usw., kommen erst in neuerer Zeit und ganz vereinzelt vor.

Die Wüste in Arabien ist anders als jene Nordafrikas, die mich eher niederhielt als befreite. Selbst die rote Sandwüste der Nufud wirkte nicht so bedrückend. Sie war heiter, luftig und durchsichtig und von Gras und Bäumchen und Sträuchern bewachsen. Aber die eigentliche Wildnis Arabiens ist das flache Hochland. Fast immer zwischen siebenhundert und elfhundert Meter Höhe. Endlose Steppengegend im Frühjahr, kahle Kies- und Feuersteinwüste dagegen im Sommer. Gras wächst dort eigentlich nicht, wohl aber gedeihen Kräuter und winzige Blumen — oft alte Bekannte: Primeln, Anemonen, Mohn, Narzissen, Tulpen und viele, viele andere, und alle tragen jene ziegelroten Raupen, fette Raupen, die wieder unzählige Nadelschwanzhühner ernähren (aber auch unsere Kamele und Pferde und die Gazellen und Dryrantilopen und wilden Strauße, denen wiederum Panther und Fuchs nachstellen).

★

Die Beduinen sind zwar Jäger, aber sie leben nicht ausschließlich von der Jagd. Die Jagd deckt ihren kärglichen „Tisch“ etwas reichlicher, ebenso wie Eröffel, Heuschrecken, Eier von Wildvögeln, Honig und wilde Kräutersamen, Wurzeln und Zwiebelpflanzen. Munition ist zu teuer, um sie an niedriges Wild zu verschwenden. Mit einem gut trainierten Falken und Windhund vermag der Jäger ebensogut Hasen, Trappen und Nadelschwanzhühner und vielleicht sogar eine Gazelle zu erbeuten. Auf ein größeres Stück Wild riskiert der Beduine eine oder auch zwei Kugeln, aber er fühlt tagelang den „Schmerz“ einer unnütz verknallten Patrone. Tausende von Mauserkarabinern wurden im Weltkrieg an Beduinenstämme, die unter den Türken lebten, von den Deutschen verschenkt.

★

Alle wandernden Araber werden in zwei Klassen eingeteilt: in die Kamelzüchter im Innern der Wildnis und in die Schafzüchtenden Beduinen am Rande der Kulturländer. Wie in Arizona und anderen westlichen Staaten Amerikas der Viehhirte den Schafhirten verachtet, so sieht auch der Kamelhirte etwas hochmütig auf den unter ihm stehenden Schafhirten herab. Aber auch unter den Schafzüchtern gibt es noch einen Unterschied. Erstens jene Stämme, die neben ihren Schafen und Ziegen auch Pferde züchten, und dann jene, die auf Eseln reiten. Die letzteren sind ganz verachtet und den Fellachen (Bauern)

gleichgestellt. Der echte Beduine wagt nicht einmal einen Esel anzuführen. Von Damastus östlich bis zum Euphrat zieht sich eine fast ununterbrochene Hügelkette (Jabal Ruaf — Abu Rijmehyn und Bischri) hin. Nördlich von diesen Hügeln wandern die Schafzüchtenden Beduinen, südlich davon die Kamelzüchter. Die Schafhirten wagen sich mit ihren Kleintierherden nur nach einem ergiebig feuchten Winter, wenn im Frühling genügend Weide, Regenteiche und Tümpel in der Hamad und im Wudijan gemeldet sind, etwa fünfzig bis hundertfünfzig Kilometer in die „Kamelweiden“ hinaus. Die Kamelzüchter hingegen fürchten selbst die wasserlosen Wüstenstrecken Innerarabiens nicht. Am Morgen ziehen ihre Hirten mit den Kamelherden in der Marschrichtung des Stammes hinaus. Die Hirten sind unter den wandernden Herden meistens unsichtbar. Sie liegen hinter den Höckern ihrer Reittiere verborgen und sitzen wie Zechen daran fest. Höchstens erkennt man sie an ihrem Singen und Jodeln oder daran, daß sie ihre Kamelstöckchen spielend durch die Finger wirbeln lassen.

Die Hirten mit ihren Herden entfernen sich täglich — je nach der Ergiebigkeit der Weide — fünf bis fünfzehn Kilometer vom Lager und treffen erst nach Sonnenuntergang wieder bei den Zelten zum Melken ein. Der Besitzer der Herde reicht dann seinem Hirten die wollenen Fesseln, mit welchen jedem Kamel ein Bein hochgebunden wird, damit es sich bei Nacht nicht so leicht oder unbemerkt entfernen kann.

*

Auf dem Ghazu, dem Beutezug, reitet man auf flüchtigen Dhaluls (Renntamelen). Die Pferde werden an die Gurte der Kamele gehalftert. Sie laufen dann ledig nebenher. Auf diese Weise spart man ihre Kräfte für die letzten Augenblicke des Überfalls oder für die Flucht. Wochenlang sind wir vierzehn bis sechzehn Stunden am Tage geritten, stebzig bis hundertzwanzig Kilometer täglich. Ausnahmen von zwanzig und zweiundzwanzig Stunden im Sattel, das sind hundertsechzig Kilometer, sind zuweilen vorgekommen. Kuriertamele bewältigten bis fünfhundert Kilometer in drei Tagen. Ein Sechstel meines Gewichtes verlor ich auf großen Ritten (von hundertachtundzwanzig auf hundertacht Pfund), ohne daß meine Gesundheit gelitten hätte. Nur unsere armen abgetriebenen Renntamele sind uns durch die unglaublichen Anstrengungen für Monate und manchmal für ein ganzes Jahr unbrauchbar geworden. Viele von ihnen gingen sogar später daran ein.

Unverständlich ist die oft grausame Gleichgültigkeit der Beduinen gegen ihre kranken oder verwundeten Pferde. Man überläßt die bedauernswerten Tiere sich selbst und ihrem Schicksal, ja man entzieht ihnen sogar Futter und Wasser. Finden sie aber zufällig etwas zu fressen oder zu trinken, so hindert man sie nicht daran. Warum tötet man sie nicht? Warum erlöst man sie nicht von ihren Leiden? Der Beduine glaubt an ein unabwendbares Schicksal. Man würde gegen die „Vorsehung“ eingreifen! Auch ein gefundenes oder zugelaufenes Tier läßt man völlig unbeachtet gehen, als ob es gar nicht existierte. Man läßt es gleichgültig verhungern und verdursten. Denn — sollte der frühere Besitzer sein Pferd oder Kamel noch lebend wiederfinden, so vermag er sich an dem Zustande seines Tieres zu überzeugen, daß es nicht gestohlen worden war.

Etwas „stehlen“ oder auf einem Raubzuge „erbeuten“ — das bedeutet einen gewaltigen Unterschied. Die Möglichkeit, daß ein zugelaufenes Tier am Leben erhalten wird, besteht, wenn der neue Besitzer eine bestimmte Ahnung hat, wem das betreffende Tier gehören könnte. In diesem Fall schickt er einen Boten zu dem betreffenden Besitzer und meldet ihm, daß ein Kamel oder Pferd mit einem fremden Stammeszeichen sich bei ihm befinde. Auch ein auf der Wanderung zurückbleibendes oder verunglücktes Tier wird nicht immer abgeschlachtet. Hirten, die auf die Herde ihres Herrn Obacht geben, dürfen ein krankes oder verunglücktes Tier nicht sofort töten, denn sonst könnte angenommen werden, daß der Hirte das betreffende Tier verkauft oder verschenkt hat. Vielmehr muß dem Besitzer eine Gelegenheit geboten werden, sich durch Augenschein von dem Vorhandensein seines verunglückten oder verstorbenen Tieres zu überzeugen. Daß solche Maßregeln natürlich zu oft unerhörten Grausamkeiten führen, läßt sich denken. Wie oft habe ich solche „gestrandeten“, einsamen Tiere — von Wasgeiern und Schakalen bereits umlagert und angestiert — in der Wildnis aufgefunden und ihnen den „Gnadenschuß“ gegeben!

★

Zum Unterschied vom afrikanischen Nomaden kennt der innerarabische Beduine keinen Sattel. Dafür legt er ein Gazellen- oder Pantherfell über den Rücken seines Pferdes. Er gebraucht keine Sporen, keine scharfkantigen Steigbügel, keine Peitsche. Frei und ungehindert — „wie ein wildes Tier“ — reitet der Beduine seine Stute, nur mit einem lockeren Kopfhalter — ohne Zügel,

nur mit einer einseitigen Führerleine. Sein Pferd dirigiert er meistens mit Worten oder mit der Hand und Schenkeldruck.

Der Beduine benutzt ausschließlich Stuten auf seinen Raubzügen; Hengste würden sich durch Wiehern verraten und sollen keine so große Ausdauer und Genügsamkeit aufbringen. — Die Kuala — in siebentausend Zelten — besitzen nicht mehr als 1200 Stuten; dagegen satteln diese Leute im Kriegsfall das Zehnfache an Reit- und Rennkamelen. Das ist eine Anzahl von berittenen Kriegern, die erst von den vier nächstgrößten Stämmen aufgebracht werden kann (mit Ausnahme der Schammar-Beduinen, die, allerdings in Rejd und Traq zerstreut, ungefähr die Stärke der Kuala erreichen), und dann sind die Kuala immer noch durch ihren kriegerischen Geist und ihre Einigkeit den anderen überlegen. Im Kriege gegen europäische Truppen sind die Kuala heutzutage machtlos. Flugzeuge würden sie vernichten oder zur Ergebung zwingen. Aber weder die Türken noch die innerarabischen Fürsten waren jemals fähig, die Kuala zu unterjochen.

Mit dem Golde, das die Kuala im Weltkriege so leicht gewonnen hatten, glaubten sie ihre Unabhängigkeit noch stärker gesichert zu haben. Sie kauften sich eine große Anzahl von Automobilen, um, vor dem wandernden Stamme einherfahrend, nach Weide- und Wasserplätzen zu suchen. Das erleichterte ihnen natürlich die ermüdenden Erkundungsbritte (fernes Wetterleuchten am Abend oder in der Nacht veranlaßt den Beduinen, am Morgen die Richtung seiner Wanderung zu bestimmen. Er hofft, dort auf frische Regenpfützen und Weidegründe zu stoßen). Die Beduinen aber fanden bald heraus, daß sich ihre Automobile großartig zu Gazellenjagden und Raubzügen eigneten. Mit unerhörter Schnelligkeit vermochten sie jetzt über die endlos flachen Hochebenen der harten Rieswüsten dahinzurasen und sowohl das freie Wild als auch ihre Feinde überraschend anzugreifen, ohne selbst großen Gefahren ausgesetzt zu sein. Die Häuptlinge der Kuala besaßen in den Jahren 1927 bis 1929 nicht weniger als einundzwanzig erstklassige amerikanische Wagen, die sie in eine „Kampf flotte“ verwandelten und mit den besten Scharfschützen aus der Leibwache ihres Fürsten bemannt hatten. Die Feinde der Kuala fingen natürlich dasselbe an. Nun begann ein rücksichtsloses Abschachten von Menschen und Tieren. Leider wurden ungezählte edle Pferde der Kuala und ihrer Feinde dabei getötet. — Vier schwere Automobilkämpfe erlebte ich in jenen drei Jahren, und erst den französischen und englischen Fliegern ist es zu verdanken, daß wieder eine gewisse Sicherheit in der nordarabischen Wüste herrscht.

Das Los aller Nomadenfrauen ist ein sehr hartes. Die Gattin, zum Arbeitstier herabgewürdigt, führt ein wenig romantisches Leben. Es gibt Ausnahmen, aber sie sind selten geworden. — Vielweiberei ist dem Beduinen seiner Religion nach erlaubt. Polygamie geschieht aber meistens nur, um die Witwe des Bruders oder eines nahen Verwandten und dessen Kinder zu versorgen und ihnen männlichen Schutz zu gewähren. Ein Häuptling allerdings heiratet oft unzählige Male, um seine politischen Verbindungen zu festigen und eine große Anzahl Söhne um sich zu sammeln.

Das moralische Leben ist im allgemeinen noch sehr streng unter den wandernden Beduinen. Wehe dem Wüstling, der einem jungen Mädchen Unrecht zufügt! Vater und Brüder würden ihre Tochter und Schwester rächen oder sie in Stücke zerschneiden, wenn sie sich vor der Ehe einem Manne hingegeben hätte. — Eine verheiratete Frau, die für einen anderen Mann eine Neigung fühlt, macht ihrem Gatten kein Hehl daraus. Gewöhnlich wird sie daraufhin ohne Belästigung oder Vorwürfe von ihrem Mann „entlassen“. Sie muß höchstens den „Brautwert“ (eine gewisse Anzahl von Kamelen) zurückerstatten. Will sich der Mann aber nicht von ihr scheiden, so entflieht sie bei der erstbesten Gelegenheit in ein fremdes oder benachbartes Zelt und ruft den Schutz des betreffenden Besitzers an. Dort verweilt sie dann ungestört, bis ihr Mann, der Scheidung wegen, alles zu regeln bereit ist. Scheidet sich ein Mann aus eigenem Willen von seiner Frau, so darf er den Brautpreis nicht zurückfordern.

★

Heute leben nur noch die Häuptlinge in einer gewissen Bequemlichkeit, weil sie Unterstützungen von Frankreich oder England beziehen und nebenbei Automobile und Waffen geschenkt erhalten. Ihre Unterstämme beherrschen sie nur noch durch ihre große Anzahl von Verwandten und Sklaven, die sie mit Kampfwagen und sogar Maschinengewehren ausgerüstet haben. Die Schwachen müssen nachgeben und sich ihnen unterwerfen. Große Stämme zersplittern durch solche Uneinigkeiten und Kämpfe. Manche von ihnen ziehen es vor, in größerer Sicherheit am Rande des Kulturlandes zu leben. Dort veräußern sie ihre Kamele gegen Schafe und Ziegen, mit denen sie aber nicht so weit in die Wildnis vorgehen können, denn mit Kleintierherden sind sie vom Wasser abhängiger. Ihre neuen Weidegebiete werden dadurch eng begrenzt, und sie selbst fallen in die Hände ihrer neuen Herren — der Europäer



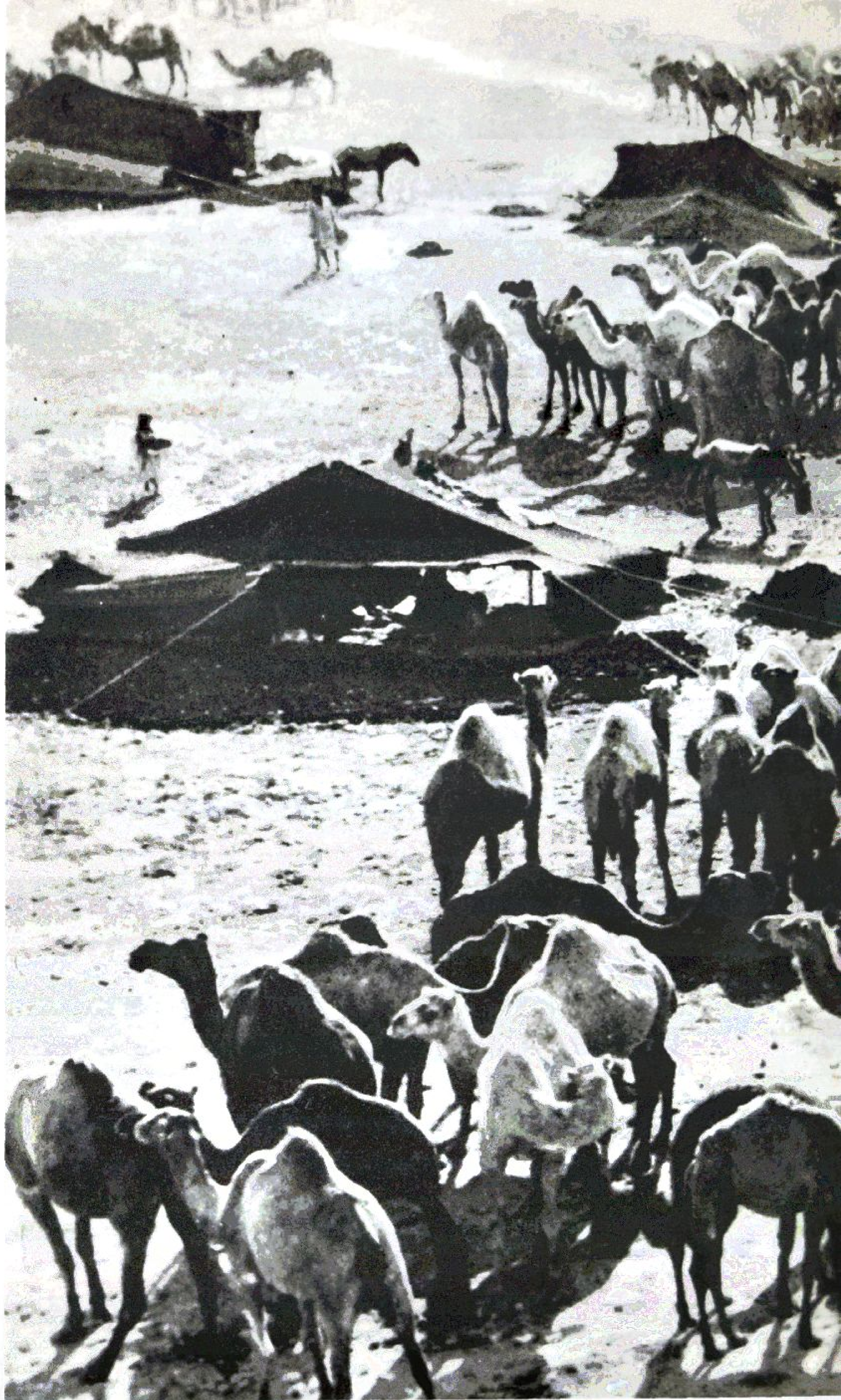
Beduinenmädchen und (links) Sklavensind



Die Finger des Beduinen ersetzen ihm Messer und Gabel



Hungrige Augen warten auf die knusprigen Brotfladen



Ein wogendes Meer von Höckern und Hälsen: Rastende Kamelherden im Kuala-Lager





Im Schatten der Kamele



Die „Familienspeise“. Die Mutter hat als erste das Anrecht darauf



Sonnenuntergang in der arabischen Wildnis

und arabischen Prinzen in den Mandatsgebieten. Der Puls der großen Wanderung hat aufgehört zu schlagen, der Schafzüchter muß zeitweise sesshaft werden; er sieht sich nach kultivierbarem Lande um, nach eigenen Brunnen und Wasserlöchern. Stagnation tritt ein. Degeneration. Er wird ein „Lehmgesicht“. Ein Sasse. Dem Araber fehlt sowieso das historische und bodengewurzelte Fundament des europäischen Bauern. Der Nomade, der ein Sesshafter wurde oder ein halber Sasse, ist ein krankender, ein sich ausgestoßen fühlender, ein verachteter Mensch. Er wird ein Knecht, ein Unfreier — aber nie ein edler Bauer. Man nimmt ihm seine jungen Männer und preßt sie in den Militärdienst fremder Mächte. Seine Töchter vermischen sich mit den alten, eingefessenen Fellachen in Syrien und Iraq. Hier endet dann die freie, durch „ewige“ Wanderungen bedingte Beduinenherrlichkeit.

★

Das ziegenhärene „Haus“ des Kualahäuptlings ruht auf sieben Pfosten in der Mitte der sechzig Meter langen und acht bis zehn Meter breiten Zeltwand oder „Decke“, die sich bis vier Meter über dem Erdboden erhebt und auch durch niedrigere Stützen an den beiden Außenseiten gehalten wird. Je zwei bis vier weitere Zeltpfosten können in der Mitte und auf den Seiten des „Hauses“ hinzugefügt werden, um seine Länge für besondere Zwecke auszudehnen. Die dem Winde abgekehrte Seite ist immer offen. Nur ein einziges Mal erlebte ich es, daß während eines fürchterlichen Sturmes ein Teil des Zeltes zusammenfiel. Sobald ein starker Wind anhebt, senkt man die dem Sturm entgegengesetzte Wand bis auf die Erde und beschwert sie mit Steinen oder den unbenützten Zeltpfosten. Das Zelt erhält also eine „Stromlinienform“. Die Elemente finden keinen Widerstand — der Sturm fegt glatt darüber hinweg, obwohl die gegenüberliegende Wand immer noch wenigstens zwei Meter über dem Erdboden aufgespannt ist. Auch während kalter Winterregenstürme fand ich das Innere eines Beduinenzeltes meistens angenehm warm, völlig windgeschützt und ruhig. — Schon von weitem erkennt man, ob ein Zeltlager Schafzüchtern oder Kamelzüchtern gehört. Um ihre Kleintierherden nachts gegen Diebe und wilde Tiere zu schützen, stellen die Schafzüchter ihre Zelte halbmondförmig oder im Kreise auf. Die Kamelzüchter hingegen pflöcken ihre Zelte in parallelen, langen Reihen. Ihre großen Kamelherden liegen nachts in großen Haufen — mit ihrem Angesicht der Wüste zugewandt — vor den offenen Zelten. — Der Kaffeeherd in der Mitte des Männerabteils des Zelt-

wird einen Fuß tief in die Erde gegraben. Er ist ungefähr einen Meter breit und zwei Meter lang (im Häuptlingszelt natürlich am größten). Der aufgeworfene Sandhaufen (zu dem man auch die Asche aus dem Kaffeeherde tagsüber hinzugefügt) wird abends mit alten Teppichen oder einem Stück Zeltwand bedeckt — oder wenn es ein sehr niedriger Sandhaufen ist, stülpt man einen Kamelsattel darauf, breitet Kissen darüber und legt zwei Matratzen an die Seiten (dem Kaffeeherde zugewandt), und der Häuptling und seine Gäste nehmen hier Platz. — Wenn es nachts regnet, so helfen der Rauch des Kaffeeherdes und stetiger Wind, die schweren, vom Regen und Tau feuchten Zeltwände am Morgen zu trocknen. Die aufgehende Sonne vollendet das „Abschmelzen“, ehe die Zelte zusammengerollt und auf die Kamele verladen werden: was sehr wichtig ist, denn die feuchten Lasten können unmöglich von den Tieren befördert werden. — Das Abendbrot wird zwar im Frauengemach des Zeltes zubereitet, aber im Männerabteil, neben dem Kaffeeherd, von dem Zeltherrn und seinen geladenen Gästen eingenommen. Der Beduine langt mit seinen Händen zu und formt eigroße „Bälle“ in seiner hohlen Hand. Man kaut eigentlich nicht, sondern schlingt mit größtmöglicher Hast recht große Quantitäten mit viel Weigeräuschen (Nülpfen — Ausrufen — Stöhnen) hinunter, um so bald als möglich für einen Kreis weiterer Teilnehmer Raum zu schaffen. Sobald auch diese ihren Hunger gestillt haben, folgt der dritte und vierte „Zirkel“. Als letztes folgen Waisenkinder und zuallerletzt die herumlungenden Hunde.

Nachdem die Zelte verladen worden sind und das abgebrochene Lager sich auf seine Wanderung begibt, findet der Reisende nur noch die Aschehaufen und vereinzelte geschwärzte Steine, die davon zeugen, daß sich hier menschliches Leben abgespielt hat. Auch diese Spuren sind vom Winde bald verweht. — Die Wüste gleicht hierin dem Meere: die Spuren ihrer Bewohner sind wie der Tau am Morgen vor der aufgehenden Sonne zerschmolzen . . .

*

*

*

Verzeichnis der Abbildungen

| | Nach Seite |
|--|------------|
| Amir Fuaz, Sohn des Nauaf, Enkel Nuri Scha'lan's | 12 |
| „Die hellere Flamme“: Der Kaffeekoch bei der Zubereitung des schwarzen, bitteren Getränks | 12 |
| „Belebe deinen Geist!“ Mit diesen Worten bietet der Zeltherr seinem Gast die unumgängliche Tasse des Friedens an | 12 |
| Nuri Scha'lan, der alte Fürst der Kualal-Beduinen | 12 |
| Der Sklave Ibn Jilwi, Lehrmeister der Jagdfalken des Kualal-Häuptlings. In der Kamelsatteltasche sein Söhnchen Matar | 16 |
| Aufbruch des Beduinenlagers nach Sonnenaufgang | 16 |
| Ein buntes Nest von Lämmern, Kindern und Hunden | 16 |
| Schafherde in einem trockenen Flußbett am Rande der Wüste | 16 |
| Faris, der edle Sproß aus dem Stamm der Schammal-Beduinen | 24 |
| Die Stadt der schwarzen Zelte: Das große Kualal-Lager in der nordarabischen Hamad-Wüste. Starke Regengüsse hatten über 7000 Zelte und mehrere hunderttausend Kamele in dieser Senke versammelt | 24 |
| Tuäma, die Geliebte des Faris | 24 |
| Morgendämmerung über der Dhana-Wüste | 32 |
| Heimkehr mit Rennkamelen vom Beutezug | 32 |
| Mejlis, die Versammlung der Häuptlinge. Von links: Mijhem (ibn Scha'lan), Amir Fuaz und Raswan | 32 |
| Auszug der Beduinen-Reiterei | 32 |
| Mnahi, der Oberste der Sklaven und Führer der Leibwache von Amir Fuaz . . | 40 |
| Neugierige, stelzbeinige Kamelfohlen | 40 |
| Mutter und Kind im unendlichen Raum der Wildnis | 40 |
| Der Wächter des Lagers: Bewaffneter Krieger auf seinem reich geschmückten Reitkamel | 40 |
| „Tochter des Schrecklichen“: Der erlegte Panther mit den Jungen | 48 |
| Wir reiten in die Ferne: Kualal mit Rennkamelen unterwegs in der Harra- (Feuerstein-)Wüste | 48 |
| Aufbruch zu einem Beutezug | 48 |
| Sandsturm in der Rufud-Wüste | 48 |
| Kamelhirte in typischer Haltung auf dem Höcker seines ungesattelten und un- gezäumten Leittieres | 56 |
| Kamelsute: Kopf eines raffigen weißen Lastkamels | 56 |
| Kamelfohlen: Lange Augenwimpern zeichnen die edlen Dromedare aus | 56 |
| Der Urin der Kamele ist das Haarwasser der Beduinenfrau | 56 |

| | Nach Seite |
|---|------------|
| Mawia, die Freundin Luemas | 64 |
| Gesattelte Rennkamele vor dem breit hingestreckten Häuptlingszelt | 64 |
| Ismael wandert: Ein großer Volkerstamm zieht mit Hab und Gut durch die Wildnis | 64 |
| Im Wassertümpel nach dem Regenguß | 64 |
| Mihschem ibn Mehend, der feindliche Schwager von Amir Fuaz | 72 |
| Attala, die Mutter des Faris | 72 |
| Duhsya, die Schwester des Faris | 72 |
| Die „Liebeslocken“: Farhan mit seinen vier „Hörnern“, dem Stolz jedes Beduinen | 72 |
| Das mit Strauenfedern geschmückte Kriegsbanner des Kualastammes | 80 |
| Das Strauenbanner und die Fahne des Propheten an der Spitze des Kriegszuges | 80 |
| Die Heiligkeit des jungen Lebens: Das mitten im Kampf geborene Fohlen darf sein Besitzer unbehelligt heimführen | 80 |
| Wir wandern! Wir reiten! Wir jagen! | 80 |
| Das Auto als Kampfwagen der Kuala | 88 |
| Dem Feind entgegen! | 88 |
| Opfer eines „Shazu“ | 88 |
| Der tote Feind als Deckung | 88 |
| Menwer, der Sohn von Faris und Luema | 96 |
| Die Kriegsstuten des Häuptlings warten geduldig an den Zeltleinen | 96 |
| Das Frauengemach des Zeltes mit den Teppichen, Sänften und Vorräten | 96 |
| Sonnenaufgang | 96 |
| Mi ibn Achmed Hafiz | 112 |
| Rennkamel und Kriegsstute, die unzertrennlichen Begleiter der Beutereiter | 112 |
| Lanzenreiter, heute ein seltenes Bild in Arabien | 112 |
| Kamelsänfte einer Hauptlingsfrau | 112 |
| „Trinker des Windes“. Der Kopf des Pferdes ist nicht hochgezogen. Die Stute saugt mit erhobenen Nüstern die Luft ein; eine Spielerei der arabischen Pferde | 120 |
| Kriegsstute edelsten Blutes | 120 |
| Junger arabischer Hengst | 120 |
| Der Kriegsherr der Kuala, Amir Fuaz | 120 |
| Durst! Sorgsam gießt der Reiter das Wasser in das Sattelleder über einer Vertiefung im Boden | 128 |
| Das Schiff der Wüste: Die Tragbahre für die Frauen | 128 |
| Tränke an einem Wasserloch in der Wüste | 128 |
| „Die vom Hirtenfrieden Arabiens behüteten Fluren“ | 128 |
| „Der Tod in den Schwingen“: Der scharfaugige Jagdfalke | 136 |

| | |
|--|----------------------|
| Falkner, gefolgt vom Glufi, dem unentbehrlichen Windhund | 136 |
| Der Autor Carl R. Raswan mit einem Falken | 136 |
| Arabische Gazelle, das unschuldige Opfer der grausamen Falken | 136 |
| Beduinenmädchen und (links) Sklavenkind | 152 |
| Die Finger des Beduinen ersetzen ihm Messer und Gabel | 152 |
| Hungrige Augen warten auf die knusprigen Brotfladen | 152 |
| Ein wogendes Meer von Höckern und Hälsen: Rastende Kamelherden im Kuala-Lager | 152 |
| Im Schatten der Kamele | 152 |
| Die „Familienpfeife“. Die Mutter hat als erste das Unrecht darauf | 152 |
| Sonnenuntergang in der arabischen Wildnis | 152 |
| Karte von Nordarabien | am Schluß des Buches |

*

H. H. Houben

Sturm auf den Südpol

Abenteuer und Heldentum der Südpolfahrer

Die erste vollständige Geschichte der tatenreichen Südpol-Forschung in deutscher Sprache! Prof. Houbens Darstellung reicht von den ersten Anfängen bis zur unmittelbaren Gegenwart. Von Cook bis Borchgrevink, von Drygalski bis Amundsen und Byrd sind alle Helden der Südpol-Forschung zu finden, die vom Erfolg Bekränzten, von Zeit und Nachwelt Gefeierten und die auf dem unbarmherzigen Schlachtfeld Gefallenen. Deutschlands besondere Verdienste finden selbstverständlich warme Anerkennung.

308 Seiten Text. 46 z. T. ganzseitige Fotos, 3 Karten.
Broschiert 5 M, in Ganzleinen 6 M 80

★

Verlag Ullstein · Berlin